P.O.germ. 318 n

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

23. Bändchen.

Vierte Abtheilung:

Erläuterungen zu Herder's Werken

von

Düntzer.

II. Legenden.

Wenigen-Jena,
C. Hochhausens Verlag.
1860.

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Vierte Abtheilung:

Erläuterungen zu Herders Werken

von

Heinrich Düntzer.

II. Legenden.

Wenigen-Jena,
Karl Hochhausens Verlag.
1860.

Herders

Legenden.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Wenigen-Jena,
Karl Hochhausens Verlag.
1860.

Jede Tugend blüht
An ihrem Ort und webet ihr Gewand
Vom Aether ihres Tages.

Druck von C. E. Ebert in Leipzig.

I. Die Legendendichtung in Deutschland vor Herder.

Unter dem Namen Legende begreift man die gesammte auf religiösem Boden erwachsende Sage, die heilige Sage (ἱερὸς λόγος), im Gegensatz zur Heldensage. In Deutschland trat die christliche Legende erst längst nach der Heldensage, nicht vor dem zwölften Jahrhundert, in das Bewußtsein des Volkes und dessen lebendigen Gesang. Zunächst verbreitete sie sich unter den Geistlichen, und demgemäß im Lateinischen, als der herrschenden Kirchensprache. Bereits im neunten Jahrhundert begegnen wir zwei höchst bedeutsamen Versuchen von Geistlichen, die Erzählung der Evangelien dem Volke in seiner eigenen Sprache und Dichtart nahe zu bringen, und so dem noch immer vorwaltenden Heidnischen und Rohen ein wirksames christliches Gegengewicht zu bieten. Was der altsächsische Heliand für den deutschen Norden, das wurde Otfrieds altfränkische Evangelienharmonie, freilich in geringerm Grade, für den Süden; tauchte der Dichter des erstern tiefer in die volksthümliche Anschauung und das ächt epische Element, so ist Otfried mehr ein gelehrter und lehrhafter Bearbeiter, der sich an den lateinischen geistlichen Sängern und den römischen Dichtern herangebildet hat und von ihnen nächst der Bibelsprache seine Töne leiht. Konnte letzterer wegen seiner Nüchternheit und

Ungewandtheit, so wie des fremden Tones wegen nicht tief eindringen, so hatte dagegen der altsächsische Dichter den Volkston ganz getroffen, wobei freilich das christliche Element nicht völlig zu seinem Rechte gelangen konnte. Simrock nennt den Heliand das einzige christliche Epos, das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum. „Wir sehen den Schauplatz in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Recken und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Herrn und Gebieter.“ Von ganz anderer Art sind die dem eilften Jahrhundert angehörenden sogenannten vier Evangelien, worin wir wohl jenes Lied des Scholasticus Ezzo zu Bamberg besitzen, dessen Vortrag viele Zuhörer zum Mönchsstande bestimmte. Sie sollen die im alten Bunde verkündete, im neuen vollendete Neuschaffung des Menschen durch die Gnade Christi darstellen und uns eindringlich ermahnen, in unerschütterlichem Glauben an den Heiland auf dem Meere der Welt zur himmlischen Heimat zu steuern. Nach der Schilderung der Schöpfung und der Ausstattung des Menschen leitet der Dichter uns an den einzelnen Sternen vorüber, die zur Zeit des alten Bundes geleuchtet, bis zum Morgenstern, Johannes dem Täufer, welchem die Sonne des neuen Tages in Christus gefolgt, dessen Leben, Wunder und Tod mehr berührt, dagegen eingehend die Erfüllung aller Weissagungen und Vordeutungen des alten Bundes auf das blutige Opfer des hehren Osterlammes hervorgehoben wird. Einen ähnlichen Ton schlägt das gleichfalls dem eilften Jahrhundert angehörende Loblied auf Salomo an, worin dieser weise König, die Königin von Saba und des Königs Dienstmannen auf Gott, die Kirche und die Geistlichkeit bezogen werden; an die biblische Erzählung schließt sich hier die Sage von dem

Drachen an, der alle Brunnen Jerusalems austrank, bis ihn Salomo berauscht und zur Angabe des Mittels zwingt, welches den Tempelbau fördert. In den beiden ersten Theilen der Bücher Moses, wie auch in dem Bruchstück einer Judith, wird die biblische Erzählung einfach wiedergegeben, wogegen im dritten Theile die Geschichten von Moses nur kurz erzählt, manche spätere Sage eingefügt, von Josua gleich auf Christus übergegangen und die mannigfaltigsten Deutungen und Beziehungen höchst gezwungen mit besonderer Neigung herangezogen werden. Eine sinnige, ächt gemüthliche Auffassung weht uns in dem Leben Jesu einer Klausnerin Ava zu Göttweih († 1127) entgegen, worin nur gelegentlich auf die Vordeutungen des alten Bundes hingewiesen wird; eine jüngere Bearbeitung dieses Gedichtes mit vorangeschickter Lebensbeschreibung von Johannes dem Täufer ist die sogenannte görlitzer Evangelienharmonie.

Mit dem zwölften Jahrhundert wendet sich die aus gläubigem, frommem Gemüthe fließende dichterische Behandlung auch der Mutter des Heilands, den Aposteln und allen Blutzeugen des Christenthums zu, nicht bloß denjenigen, die zur römischen Kaiserzeit litten, sondern sämmtlichen Heiligen bis zur allernächsten Vergangenheit. So treffen wir auf das Leben Marias, Johannes des Täufers, des Apostels Paulus, auf die Legenden der heiligen Veronika, Margaretha, Crescentia, des heiligen Aegidius, eines wunderlichen Bischofs Bonus, des heiligen Servatius, Ulrich und Veit, und selbst der im Jahre 1075 gestorbene Erzbischof Anno von Köln erhielt bereits im Anfange des zwölften Jahrhunderts sein Loblied. Alles Wunderbare fand jetzt die bereitetste Stätte, nicht allein wurden die Erzählungen der unächten (apokryphen) Evangelien unbedenklich aufgenommen (auch das Evangelium des Nikodemus brachte man in Verse), sondern jeder sonstigen

Sage, von wo sie auch kommen, wie wunderlich sie auch sich gebärden, wie deutlich auch ihre sagenhafte Bildung sein mochte, der argloseste Glaube entgegengebracht. Die meisten Geschichten der Heiligen aus der römischen Zeit drangen auch in die Kaiserchronik ein, deren früheste Gestalt dem zwölften Jahrhundert angehört. An welchen seltsamen Erdichtungen man sich erbaute, zeigen die Geschichte von Pilatus, den man zum natürlichen Sohne eines rheinischen Königs Atus und einer Müllerstochter Pyla machte, und der Bericht vom irischen Ritter Tundalus, der in einem todähnlichen Schlummer durch Himmel und Hölle geführt wird; beide finden wir gegen das Ende des Jahrhunderts behandelt.

Um diese Zeit sehen wir die christliche Legende auch von ritterlichen Sängern aufgenommen, während sie bis dahin ganz in den Händen geistlicher Dichter gewesen. Heinrich von Veldeke, mit dem die neue höfische Dichtung beginnt, schrieb auch einen Servatius. Hartmann von Aue, ein schwäbischer Ritter, der sich dem Kreuzzuge vom Jahre 1197 anschloß, dichtete, nachdem er sich an einem britischen Stoffe, dem Erec des Crestiens von Troyes, versucht hatte, nach einem lateinischen Gedichte die Legende von Gregorius von Stein, worin die Oedipussage in ein christliches Gewand gehüllt war. Gregorius, als er das unwissend begangene Verbrechen erfährt, wandert als Bettler aus, duldet jede Schmach, läßt sich endlich von einem Fischer auf einem Felsen im Meere festschmieden, wo er siebzehn Jahre ohne Speise weilt, bis eine Stimme Gottes den Büßer als Nachfolger auf dem eben erledigten Papststuhle bezeichnet. Später fällt die gleichfalls nach einer lateinischen Quelle bearbeitete schwäbische Volkssage vom armen Heinrich, den Gott wunderbar von der Miselsucht, dem Aussatz, heilt, nachdem er auf das Opfer des armen Mädchens verzichtet, das mit seinem Blute ihn

von dem schrecklichen Uebel zu befreien sich bereit erklärt hat, ja schon unter dem Messer des Arztes sich befindet. Simrock erklärt dieses Gedicht für einen Edelstein, der kaum seines Gleichen habe, und für unser bestes christliches Gedicht; die zu Grunde liegende deutsche Sage, vielleicht ursprünglich eine heidnische Opfersage, sei durch das Christenthum so glücklich umgebildet, daß die Idee vollkommen zu Tage trete und das Wunder kein Wunder bleibe, weil es in der göttlichen Weltordnung begründet sei. Aber der Gegenstand behält immer etwas Abstoßendes, besonders in der Szene, wo das Mädchen sich allein mit dem Arzte befindet (auch ihr Schmähen, als Heinrich auf ihr Opfer verzichtet, ist etwas widerwärtig), und ein irdischer Lohn ist es, welcher dem Heinrich für seine fromme Ergebung in Gottes Willen, dem Mädchen für seine Opfertreue zu Theil wird; denn nur letztere wird doch eigentlich belohnt, nicht die ächt christliche Hingabe des irdischen Lebens zur Erlangung himmlischer Seligkeit, wie auch Heinrichs Ergebung nicht aus innerster Seele quillt, sondern nur durch Mitleid mit dem geliebten Mädchen hervorgerufen wird, so daß die Triebfeder des Ganzen nicht christlicher Glaube und Duldung, sondern die Macht der Liebe ist. Daß Heinrich auf die Hingabe des Mädchens eingeht, und keine Ahnung von dem Frevelmuth des Entschlusses hat, diesem das Herz ausschneiden zu lassen, wirkt doch höchst verletzend, und dieser hätte für ein solch sündliches Unterfangen wohl lebenslänglich Buße üben sollen, um es recht anschaulich hervortreten zu lassen, daß der Mensch nie zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen dürfe, sondern gefaßt das von Gott ihm gesandte Uebel ertragen müsse. Die eigentliche dichterische Einheit, welche das Ganze aus einer ächt christlichen Idee sich entfalten ließe, können wir dem Gedichte bei aller Anmuth und eben so reinlichen als gefühlten Ausführung des einzelnen unmöglich zugestehn.

Schon hier, wo die höfische Dichtung sich der Legende bemächtigt hat, vermissen wir den Pulsschlag jenes tief ergriffenen, ungezwungenen Glaubens, der die frühern Darstellungen beseelt. Die überwuchernde ritterliche und höfische Richtung durchbrach immer mehr die Macht gläubiger Verehrung, und so trat die Legende zur Zeit der höchsten Blüte der ritterlichen Dichtung ganz zurück, und als sie um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder aufgegriffen ward, da war der alte Geist einfältigen, sich ganz gefangen gebenden, im Wunderbarsten sich am behaglichsten fühlenden Glaubens geschwunden; die dichterische Kunst war zur höchsten Höhe gediehen, aber die Gewalt ureigener Glaubensglut vermochte sie nicht einzuhauchen. Von weniger Bedeutung sind am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts des Konrad von Fussesbrunnen Kindheit Jesu nach sagenhaften Quellen, des Konrad von Heimesfurt Gedicht von unserer Frauen Hinfahrt und die Urstende, eine trockene Erzählung von Christi Leiden, Auferstehung und Höllenfahrt nach dem schon genannten Evangelium des Nikodemus. Rudolf von Ems, Dienstmann zu Montfort, der die Zeit der höchsten Blüte der ritterlichen Dichtung überlebte, bearbeitete in spätern Jahren, wo er bereits seine weltlichen Gedichte als ein Werk des Truges betrachtete und auf die Welt verächtlich herabblickte, die Sage von Baarlam und Josaphat, welche den Sieg des Christenthums über die heidnische Lehre nach einer auf Johannes von Damaskus (in der Mitte des achten Jahrhunderts) zurückgehenden Erzählung darstellt. Der Mangel an wahrer innerer Begeisterung in Behandlung dieses vom Abte von Guido erhaltenen, damals sehr beliebten, zu rhetorischer Ausführung geschickten Stoffes läßt sich nicht verkennen. Rudolfs Eustachius (vgl. Herders Legende 24) ist uns nicht erhalten. Auch in seinem guten Gerhard, den er auf Antrieb eines

Rudolf von Steinach schrieb, ist die nach sonstigen Sagen (vgl. Herders fünfte Legende) gedichtete Einfassung der Erzählung legendenartig; Kaiser Otto I. wird durch die Stimme Gottes gedemüthigt, der ihn auf den guten Gerhard als ein Musterbild von wahrer Milde und Güte hinweist, dessen Name im Buche des Lebens in goldener Schrift erglänze, wogegen darin des stolzen Kaisers, der den Himmel um Belohnung seiner großen Verdienste angegangen hatte, gar nicht gedacht sei. Reinbot von Durne schrieb auf Wunsch Otto's des Erlauchten von Baiern (1231 bis 1253) nach französischer Quelle das Leben des heiligen Georg nicht ohne Schwung und ergreifende Lebendigkeit, woneben es freilich an Schwulst und Ueberspanntheit nicht fehlt; die ängstliche Ausmalung der schrecklichsten und scheuslichsten Marter ist höchst widerwärtig. Eine der frühern Dichtungen Konrads von Würzburg stellte nach lateinischem Vorbilde die Sage vom heiligen Silvester dar, welcher den Kaiser Konstantin zum Christenthum bekehrte (vgl. bei Herder Legende 17). Von demselben Dichter wurde auch die Legende des heiligen Alexius behandelt, der gleich nach der Hochzeit seine Frau verläßt und ein Leben voll der herbsten und schmachvollsten Entbehrungen führt. Ueber diese sehr beliebte, mehrfach bearbeitete Sage vgl. Goethe B. 14, 221 ff. Dem Konrad schreibt man auch eine für zwei baseler Bürger in deutsche Verse gebrachte Legende des heiligen Pantaleon zu. Der deutsche Ordensritter Hugo von Langenstein führte im Jahre 1293 eilf von den zwanzig Martern der heiligen Martina in einem über 30000 Verse umfassenden Gedichte aus, worin er die einfache von Rom mitgebrachte Legende durch weitläufige Schilderungen, Ausschmückungen, Allegorien und Lehren aller Art aufzustutzen suchte. Wackernagel, nennt den Dichter der überlangen Legende verworren und verwildert in Sprache und Vers, ge-

schmacklos bis zur Freude am Häßlichen, voll Entlehnungen aus Reinbot und Konrad. In dieselbe Zeit gehört das aus mehr als hunderttausend Versen bestehende Passional eines unbekannten geistlichen Dichters, dessen Sprache auf das nordwestliche Deutschland hinweist. Das Ganze zerfällt in drei Bücher, von denen das erste von Jesu und Maria, das zweite von den Aposteln und in einem Anhange vom heiligen Michael, von Johannes dem Täufer und Maria Magdalena handelt, das dritte die Legenden von 75 Heiligen nach der Folge des Kirchenjahres vom Dezember (dem 6. Nicolaus) bis Ende November (den 25. Katharina) umfaßt. Beim Leben Marias und bei der Kindheit Jesu hat der Dichter ein lateinisches Reimgedicht, bei den Legenden Marias ein dem zwölften Jahrhundert angehörendes lateinisches Werk benutzt. Im zweiten Buche folgte er außer der Bibel den sagenhaften acta apostolorum, den Kirchenvätern und manchen andern, auch deutschen Quellen, ja selbst mündlichen Berichten. Zum dritten Buche benutzte er außer einer umfassenden Lebensbeschreibung der Heiligen, die auch der genuesische Erzbischof Jakob von Viraz (de Viragine oder Voragine), der 1298 starb, bei seiner später als legenda aurea oder historia Lombardica bezeichneten lateinischen Legendensammlung zu Grunde legte, viele einzelne Quellen. Daß er nicht ohne „großes Umsuchen" die drei Bücher vollbracht und, so viel er gekonnt, der rechten Wahrheit sehr nachgeforscht habe, sagt er selbst in der „Nachrede" des letzten. Von demselben Dichter ist uns handschriftlich noch ein Leben der Väter in 30000 Versen erhalten, nach den zehn Büchern der das Leben der Einsiedler darstellenden sogenannten Vitae patrum.[1])

1) De vita et verbis seniorum, deren von dem Jesuiten Heribert Rosweyd besorgte große Ausgabe (1615) für Herder eine Hauptquelle war.

Auch im vierzehnten Jahrhundert verstummte die Legendendichtung nicht, vermochte aber freilich keinen höhern Aufschwung zu nehmen, sondern schleppte sich nur im gewohnten Schritte ohne besondere dichterische Kraft und gläubige Begeisterung fort. Das Leiden des Heilands behandelte ein Bruder Johann von Frankenstein in Polen in einem von Christus als erstem Kreuzträger der Kreuziger (cruciger) überschriebenen Gedichte. Marienleben dichteten Bruder Philipp von Seitz, Walter von Rheinau und der Schweizer Wernher; des Konrad von Heimesfurt Gedicht von unserer Frauen Hinfahrt wurde neu bearbeitet. Aus dem Anfang des Jahrhunderts besitzen wir eine Darstellung des Lebens und der Wunder der heiligen Elisabeth in sieben Büchern von mehr als 11000 Versen. Herzog Lothar von Braunschweig, der 1331—1334 Hochmeister des deutschen Ordens war, schrieb das Leben der heiligen Barbara in deutschen Versen. Auch die heiligen Frauen Marina, Susanna und Ursula, sowie die heiligen Dreikönige wurden dichterisch behandelt. Mehr als je betrieb man das Legendendichten handwerksmäßig, es galt für ein gutes Werk, wozu es weiter keines innern Antriebes bedurfte; aber diese gutgemeinten Versuche fanden auch keine weite Verbreitung. Eine prosaische Lebensbeschreibung der Heiligen lieferte um das Jahr 1343 Hermann von Fritzlar, der uns bezeugt, daß noch zu seiner Zeit die Blinden auf den Straßen das Leben und die Zeichen des heiligen Nikolaus sangen. Dem vierzehnten Jahrhundert gehört auch wohl das Leben der Heiligen nach Jakob von Viraz an, welches seit 1471 als Winter- und Sommertheil mehrfach aufgelegt ward, auch wohl das Leben der heiligen Altväter nach den Vitae patrum.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert erhielt sich die Legendendichtung; so finden wir die Heiligen Alexius, Barbara, Dorothea,

die Dreikönige, Elisabeth, Eustachius, Georg, Hieronymus, Katharina, Margaretha und Veronika, zum Theil mehrfach, von bekannten und unbekannten Dichtern behandelt. Die Beliebtheit der Legende und der Werth, den man ihr beilegte, ergibt sich besonders daraus, daß die Buchdruckerkunst gleich in der ersten Zeit sich auf Legendenbücher warf, die, wie auch mystische und ascetische Schriften, dem Hange der Zeit entsprachen. Nur wenige Spuren der Legende bietet das sechzehnte Jahrhundert; sie sind meist im Liederton, häufig haben wir nur neue Drucke älterer Gedichte. Hans Sachs hat sich nur selten der Legende zur moralischen Einkleidung als Schwank bedient (mehrfach tritt der Heiland mit St. Peter auf, wie im St. Peter mit der Geiß), häufiger hat er sie dramatisch behandelt, und im Drama, besonders in den geistlichen Spielen, hat sich die heilige Sage am längsten erhalten. Im allgemeinen verfiel die Geschichte der Heiligen, gegen welche der Protestantismus so heftig eiferte, immer mehr, und fristete fast nur in prosaischen Darstellungen ihr Leben, wo sie leider zu oft mit abgeschmackten Zuthaten und langweiligen Lehren verschüttet ward, wie es in den weit verbreiteten Legenden der Heiligen des Kapuzinerpaters Martin von Cochem geschah, neben welchen die deutschen Uebersetzungen des Lebens der Heiligen des Spaniers Ribadeneira und die gelehrten Werke von Surius hergingen.

II. Herders Legenden.

Herder, welcher überall den Geist der Völker und Zeiten zu erfassen sich gedrungen fühlte, mußte von der eigenthümlichen Bedeutung der christlichen Legende um so inniger angezogen werden, als dieselbe auch für die Entwicklung des christlichen Lebens von höchster Wichtigkeit gewesen und die in ihr liegenden edlen Keime gerade der neuen thatschwachen, glaubensarmen, vernunftstolzen Zeit, welche die von der Sittlichkeit sich frei erklärende Kunst erhob, besonders Noth zu thun schienen. In den Jahren 1778 und 1779 hatte er eine Sammlung Volkslieder aus der ganzen bewohnten Erde ans Licht gestellt, worin keiner christlichen Legende der Eingang gestattet war. Später fesselte ihn die griechische Anthologie, aus welcher er viele Gedichte übertrug; nicht weniger wandte er sich der römischen und morgenländischen Dichtung zu; auch die ältere deutsche Litteratur hatte er schon früher in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, und sie sprach ihn immer von neuem an, wo er denn die verrufene Legende eben so wenig als auf theologischem Gebiete außer Acht lassen konnte. Daß er schon im Jahre 1780 die Legende St. Franziskus und die Grille bearbeitet hatte, zeigt ein Brief an J. G. Müller. In seinen Briefen das Studium der Theologie betreffend (1780 und 1781) gedenkt er der Legende nicht, obgleich er dort auf die dichterische Ausschmückung der Erzählung der Evangelisten zu

sprechen kommt, wogegen er sich entschieden erklärt, da dem Christenthum unendlich an der einfachen thatsächlichen Wahrheit, diesem unerschütterlichen Boden seines Daseins, gelegen sei. „Die Absicht und die Einfachheit des Christenthums erträgts nicht, daß seine Geschichte das Feld willkürlicher, wenn auch aufs beste gemeinter Dichtungen werde.“ Wer ihm ein Evangelium Christi zum Roman mache, bemerkt er, habe sein Herz verwundet, hätte er es auch mit dem schönsten Roman von der Welt gethan. Weiter äußert er: „Mein Auge reicht nicht so weit, den Triumphirenden Stern nach Stern vorbeiziehen zu sehn, wie ihn der alte Otfried und Scultetus schildern, und so schlage ich's lieber zur Erde, wie mir die Himmelsboten sagen.“ Einige Szenen aus dem Leben des Heilands hatte er freilich selbst in schlichter Darstellung oder im Hymnenton behandelt.[1])

Als er im Jahre 1785 die erste Sammlung der zerstreuten Blätter herausgab, begann er dieselbe mit einer großen Anzahl übertragener Epigramme aus der Anthologie und einer deren Bedeutung in das Licht setzenden Abhandlung; dieselbe Sammlung brachte noch eine Reihe sinnbildlicher, auf den alten griechischen Mythus gebauter Dichtungen (Paramythien). Zwei Jahre später gab er in der dritten Sammlung unter dem Titel Blätter der Vorzeit ähnliche Dichtungen, aus der Sage oder Geschichte der Morgenländer; schon der deutsche Merkur vom Jahre 1781 hatte einige davon als jüdische Dichtungen und Fabeln mitgetheilt. „Niemand vermische diese Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel“, schreibt er; „sie sind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländischen Völker oder wenigstens aus Samenkörnern dieser Art entsprossene Gewächse. In

1) Sie finden sich jetzt im neunten Buche seiner Gedichte.

ihrer Ausbildung gehören die meisten mir völlig zu; wenige nur sind, wie sie da stehen, ganz in der Tradition gegeben. Alle andern aber stützen sich ebenfalls, wie jeder Belesene es wissen wird, auf Sagen, und je mehr sie sich auf solche stützen, je ächter sie den Geist des Morgenlandes, der in solchen herrscht, auch in dieser Nachbildung hauchen, desto mehr erreichen sie ihre Wirkung. Man hört in ihnen sodann ein fortgesetztes Märchen seiner Kindheit: die Dichtung schlingt sich an das, was man von Jugend auf lernte, indem sie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichsam nur ausmalet." So hielt er also bei den Erzählungen des alten Bundes das für völlig unbedenklich, was ihm bei den Evangelisten, wo alles gerade auf die thatsächliche Wahrheit ankomme, Entweihung schien. Erst im Jahre 1792 erschien die vierte Sammlung der zerstreuten Blätter. Sie gab zunächst unter dem Titel Rosenthal eine große Anzahl Lehrsprüche aus dem Blumengarten des persischen Dichters Sadi und ähnlichen Werken; nicht als eigentliche Kunstwerke wollte er diese schönen „Kinder der Phantasie und des Verstandes" verpflanzt haben, vielmehr sollten sie als treffliche Sittensprüche aufgenommen werden. Auch Indien mußte zu derselben Sammlung beisteuern; denn er theilte hier die Sprüche einiger Bramanen und seine Betrachtungen über das indische Drama Sakontala mit, wovon G. Forster eben eine deutsche Uebersetzung geliefert hatte. Die fünfte Sammlung (1793) ward mit Parabeln und Gesprächen des „alten, geliebten" Johann Valentin Andreä eröffnet, wovon er schon früher (1779) einzelnes übersetzt geboten. Bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftige, äußerte er, habe er geglaubt, nicht nach Ergötzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke verleihe. Nach den Mit-

theilungen aus Andreä gab er Briefe zum Andenken an einige ältere deutsche Dichter, denen in der letzten Sammlung vielleicht Briefe über einige ältere deutsche Prosaisten folgen sollten. „Der Keim alter Redlichkeit, Biederkeit und Treue ist in unsern Vorfahren", bemerkte er, „ob sie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unserer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unserer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen." Die Briefe über unsere ältern deutschen Dichter beginnen mit Otfried und dem schon in den Volksliedern mitgetheilten Ludwigslied; in letzterm findet er Charakter, deutsche Brust, deutschen Muth, deutsche Treue, eine Anhänglichkeit an die Regenten, wie sie zu allen Zeiten der deutschen Natur und auch ihrer Dichtung eigen gewesen. Von dem Lobgesange auf den heiligen Anno, diesem „pindarischen Loblied", macht er ausführliche Mittheilung. „Was sagen Sie zu dem Gedichte?" fragt er. „Zu seiner Komposition, zu seiner Würde, zu seinem Umfange, zur Zusammenleitung seiner Theile, zu seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume seines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen, wie reich wären wir! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren! — Das Gedicht ist wie eine ungeheure gothische Kirche, im schönsten Stil dieses Geschmacks." Die folgenden Briefe handeln von den Minnesingern, Reineke dem Fuchs, einer der ersten Kompositionen, die er in irgend einer neuern Sprache kenne, und die bald in einer neuen Gestalt (in Goethes Bearbeitung) gewiß zum zweitenmal ein classisches Werk unseres Volkes sein werde, weiter von den Spruch- und Fabel-

dichtern, von den Grüßen und Priameln der Meistersänger, von Hans Sachs, „der Meistersänger Meister“, Luther, Andreä und Weckherlin. Der Cäcilia überschriebene Aufsatz geht von der Stelle der Legende aus, durch deren Mißdeutung jene Heilige zur Schutzheiligen der Musik geworden sei. Ein schon 1776 im deutschen Merkur erschienener Aufsatz über Ulrich Hutten machte den Schluß. Die sechste und letzte Sammlung (1797), die Herder mit einigen Gedichten der durch die Wahrheit ihrer reinen, hohen Empfindung ihn anziehenden römischen Dichterin Faustina Zappi eröffnet, schließt er mit seiner Abhandlung über die Legende und 21 von ihm bearbeiteten Legenden.[1]) In dem Vorbericht gibt er die Bemerkungen, welche sich mit der geringen am Anfang gebotenen Veränderung als Vorerinnerung des Verfassers in den Werken abgedruckt finden. Schon am 26. Dezember 1796 schreibt Herder an Gleim: „In den zerstreuten Blättern kommen Legenden, für die Ihr mich als einen Kirchenvater verehren sollt“; er bezeichnet sie als christliche Märchen. Den 10. Februar 1797 gingen die ersten gedruckten Bogen der Legenden an Gleim ab. „Die besten Legenden kommen noch nach“, bemerkt Herder; „die lustigen habe ich auf ein andermal gespart.“ Daß auch schon J. G. Jacobi einmal die Absicht gehabt, Legenden zu dichten, meldet Gleim, dem Herders Gattin am 19. März das vollständige Exemplar der letzten Sammlung der zerstreuten Blätter gesandt hatte.

Zu Weimar scheinen die Legenden Aufsehen gemacht zu

---

1) In der siebenten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität hatte er bemerkt: „Wenn Mönche dergleichen (wunderbare) Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und ihre Legenden selbst danach schrieben, so thaten sie es nicht immer aus Lust zu betrügen. Es war Geschmack und sogar Kreis des Wissens. Denkart der Zeit.“ Manche seiner Legenden hatte Herder ohne Zweifel früher gedichtet.

haben. Herders Gattin schreibt am 6. Mai 1805 in einem ungedruckten Briefe an J. G. Müller: „Schiller fragte den Vater (Herder): Woher nehmen Sie den Soff zu Ihren Legenden? Der Vater antwortete: Aus der Geschichte und den Sagen; hier ist eine reiche und noch ungebrauchte Fundgrube. Geist- und seelenvolle Menschen haben seine Legenden mit unendlichem Interesse aufgenommen, mehrere haben ihm nach versucht, aber den geistigen Sinn des Wunderbaren verfehlt. Selbst Schiller hat einen ganz verkehrten Begriff davon; er sagt, das Wunderbare müsse unzusammenhängend mit der Person und der Gegenwart sein. Der Vater hingegen sagt gerade das Gegentheil: das Wunder muß zusammenhängend mit unsern innersten Gedanken, Wünschen und Beschäftigungen sein; es ist gleichsam eine geistige Sanktion, Hülfe und Aufmunterung dessen, was wir jetzt in diesem Augenblick bedürfen, oder es ist ein heiliges Siegel auf unsere Handlung und den Glauben ans Gute, das als die Frucht unserer Tugend unerwartet hervorspringt.“ Hiermit vergleiche man die hieraus zum Theil Licht gewinnende Aeußerung derselben in den Erinnerungen: „Diese Epopöen im kleinen thaten unserm Herzen wohl, und erheiterten uns manche Stunde voll Druck und Trübsinn. Auch bei andern unparteiischen und gefühlvollen Lesern machten sie den gleichen Eindruck. — In Weimar wurde bei Anlaß dieser Legenden über Wunder viel hin und her geredt. Gewisse Männer, die uns bisweilen besuchten, stellten den krassesten, mißgestaltetsten Begriff davon auf: ein Wunder müsse ohne allen Zusammenhang mit der Gegenwart und dem Natürlichen sich ereignen; je weniger es Bezug auf den Menschen, dem es begegne, habe, je fremder und heterogener es alle dem sei, was jetzt da ist, desto vollendeter sei es ein Wunder. Es schmerzte Herder, eine solche Sache so schief gestellt, so mißverstanden zu sehn.“ Auf Veranlassung der herder-

schen Legenden scheint Goethe die in der Weise von Hans Sachs bearbeitete schwankartige Legende von St. Peter und dem Hufeisen gedichtet oder zur Mittheilung in dem schillerschen Musenalmanach auf das nächste Jahr hervorgesucht zu haben. A. W. Schlegel dachte Herder durch die Legende der heilige Lukas zu überbieten. Herder schrieb später außer jenen 21 Legenden und der am Schlusse der Vorerinnerung noch: Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum, Tödten und Lebendigmachen, Freundschaft nach dem Tode, die wiedergefundenen Söhne, die wiedergefundene Tochter und Cäcilia, die meist in der Adrastea erschienen. Herders Gattin bemerkt, er habe den Stoff dazu 1801 in einem baierischen Dorf in einem alten Legendenbuch [1]) gefunden; denn kaum dürfte sich diese Aeußerung auf die zuletzt angeführte Freundschaft nach dem Tode allein beziehen. [2]) In der ersten Ausgabe der Werke wurden die spätern Legenden der Sammlung eingefügt; nur blieb die Legende die Rosen am Ende der Vorerinnerung stehn und Cäcilia in ihrem ursprünglichen Zusammenhang in der Abhandlung über Händel (zur schönen Litteratur und Kunst B. 17, 184 ff).

Eine Hauptquelle Herders bildeten die Vitae patrum und die legenda aurea; daneben wurden die bis zum 53. Bande (14. Oktober) gediehenen Acta Sanctorum der Bollandisten und die Kirchengeschichte von Eusebius, vielleicht auch anderes benutzt; ein-

1) Von Pater Kochem oder von Ribadeneira? Die deutsche Uebersetzung des letztern war in Baiern erschienen.

2) Sie nennt außer dieser beispielsweise nur die wiedergefundenen Söhne und die wiedergefundene Tochter. Alle drei Stoffe konnte er auch in den früher von ihm benutzten Quellen finden; sie hatten sich ihm aber damals nicht so lebhaft aufgedrungen.

zelne Legenden scheinen auf eigener Erfindung zu beruhen. Wenige dieser Sagen hat er so gelassen, wie er sie vorfand; manchen hat er eine durchaus andere Wendung und Beziehung gegeben, oft sie gerade in ihr Gegentheil verkehrt, bei einzelnen bloß einen Zug herausgegriffen, auch wohl einen unbedeutenden Keim zu entwickeltster Gestalt ausgebildet. Seine Gattin bemerkt: „Er hat die Legenden aus alten, vergessenen Büchern genommen; was aber in diesen oft kraß und grell, voll Märchen und Mönchsabsichten, ohne allen Zweck und Zusammenhang, ja oft das menschliche Dasein trübend und zerstörend in der Erzählung hingestellt wird, das ward unter Herders Bearbeitung rein menschlich, geistig, ein ebenso rührendes als erhebendes Beispiel von Vorsehung, Tugend und Gottergebung.“ Herder selbst sagt, er habe seine Legenden, die er als Erzählungen bezeichnet, dem lehrenden Idyll näher bringen wollen. Unter dem Namen Idyll, der eigentlich ein Bildchen, und demnächst jedes kleine zierliche Gedicht bezeichnet, verstand Herder, wie er später in der Adrastea bemerkt, „Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise ihrem Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück“. Herder trat hiermit der gewöhnlichen Begränzung des Begriffes der Idylle entgegen. Schon Schiller hatte den Namen der Idylle in weiterm Sinne gefaßt, indem er Elegie und Idylle als Unterarten der elegischen Dichtung bezeichnete, welche die Natur der Kunst nnd das Ideal der Wirklichkeit so entgegenstelle, daß die Darstellung des erstern überwiege und das Wohlgefallen daran herrschende Empfindung werde. In der Elegie sind Natur und Ideal ein Gegenstand der Trauer, da jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt werden; in der Idylle erscheinen sie als ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich hervortreten, da sie uns die unschuldige und glück-

liche Menschheit, den Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen, vorstellt. Das idyllische Glück ruhe nicht allein im Hirten-, Fischer- und Jägerstande, bemerkt Herder, sondern in jedem Stande; in allen Lagen des Lebens, wenn sie nicht wider die Natur seien, könne unser Verstand, aus unserm Herzen sprossend, sich durch Kunst dieses Lebensidyll schaffen; „Geist und Herz, Liebe, Großmuth, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmuth schaffen sich ein Arkadien in ihrer Welt, in ihrem Stande, es ordnend, genießend, gebrauchend. Groß und neu wird hiermit das Gebiet des Idylls. Jeder Stand gibt ihm neue Situationen, neue Farben, einen neuen Ausdruck. Von der äsopischen Fabel an (wie manche Erzählung unter ihnen ist rein idyllenartig!) durch Erzählungen, Lieder, Märchen, Romane, Legenden u. s. bis zum Drama, der Oper, dem Epos hinan erstreckt sich dies Gebiet; in allen diesen Gattungen haben wir die schönsten Idyllenszenen. Je näher unserer Lebensweise, desto näher treten sie an unser Herz! „Hier ist Arkadien, vor dir, um dich, es sei nur in dir!“ — Ja lasset uns den Idyllentraum verfolgen; im Anblick dieser reinen Gestalten lernen wir Kletten abschütteln, die uns sonst widrig anhingen, und die kleinen Dämonen verjagen, die mehr als große Unfälle gewöhnlich uns beunruhigen, necken und stören.“

Welches ist aber das idyllische Glück, das Herder in den Legenden fand? Es ist das Glück jener „unzerstörlichen Gemüthsruhe und Seelenstärke“, welche die liebe- und vertrauensvolle Hingabe an die Gottheit einflößt, jenes „süßen Gefühls der Andacht“, das, wie Herder sagt, so unabwendbar anhaftet, und so ganz fesselt, so vieles unmerklich hinschwinden läßt und mit wenigen Gedanken so viel, mit einem Gedanken alles zu geben scheint, so unveränderlich, so heiter und stark in Sanftmuth macht. Die höchste künstlerische Darstellung dieses Glückes, die vollendete aus

dieser Knospe hervorgegangene Blüte erkannte Herder in jenen Gestalten der Heiligen, wie sie die größten italiänischen Maler, ein Raphael, Domenichino, Correggio, Guido und Guercino, schufen, von deren geistiger Anmuth und Seelengröße, von deren überirdischer Erhabenheit und Hingebung, von deren reiner Abgezogenheit und Ehrfurcht gebietender Würde, von deren jungfräulicher Andacht, Mutter- und Kindessinn, ja er möchte sagen Engelsgefühl selbst in den Werken der Alten sich nur eine verhüllte Knospe finde. Hier hat die Kunst des Malers jene Andacht in reinster seelenhafter Ausprägung verkörpert. In der Legende war es die völlige Durchdringung von dem unendlichen Glücke jener liebevollen Hingabe an die Gottheit, welche die Gestalten der Heiligen so mannigfach ausstattete. „Andacht", bemerkt Herder, „d. i. ein Aufmerken aufs Göttliche rings umher [1]), schrieb diese Legenden; Andacht sollte sie lesen, Andacht sollten sie einflößen und wirken." Alle auf dem Boden der Andacht entsprießenden Tugenden schienen Herder auch für unsere Zeit der Darstellung höchst werth; dagegen war er so weit entfernt, die Verirrungen des Mönchthums empfehlen zu wollen, daß er in mehrern Legenden (7. 10. 12. 21) den entschiedenen Gegensatz eines thätigen, kampf- und mühevollen Lebens gegen mönchische Beschaulichkeit und selbstgenügsame Kasteiung hervorhob und das Unglück, welches habgierige Mönche durch gewissenlose Beredung zu einem solchen entsagungsvollen Leben oft angerichtet, in einer eigenen Legende (22) schilderte.

---

1) Andacht bezeichnet eigentlich im allgemeinen den Zustand gespannten Aufmerkens insbesondere auf das Göttliche, gerade wie die Religion (religio) vom Bedenken (relegere) benannt ist. Noch in demselben Jahre 1796 hatte Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität bemerkt, Andacht, als Anschauung des Unermeßlichen, erhebe zwar die Seele, entzücke sie aber auch in einen Glanz, worin der Dichtung zuletzt jede Form schwinde, wie er sich dort überhaupt ungünstiger über das Mittelalter äußerte.

„Hebt die Erzählungen verführter, mißleiteter Seelen sorgsam aus“, schreibt er, „und bemerkt, wie sie mißleitet wurden, wie sie sich selbst verführten. Zeigt dies mit aller zarten Theilnahme, mit jedem hülfreichen Erbarmen, herabsteigend in die Tiefen der menschlichen Natur, in ihre betrüglichen Tiefen. Wie lehrreich werdet ihr schreiben! Eine kleine Legende wird mehr Psychologie, mehr Warnung, Rath und Trost enthalten als vielleicht ein ganzes System kalter pharisäischer Sittenlehre.“ Seltsam ist es, wie Herder sich dazu verirren konnte, eine solche Darstellung wirklich für eine Legende zu halten, die doch nach seiner eigenen Ansicht Andacht wecken, „verblichene Tugenden und Grundsätze“ zur Erbauung vorführen soll. Hierzu verleiteten ihn die Rücksicht auf den lehrenden Charakter, den er der Legende gab, und die Furcht, der Empfehlung der Aszetik des Mittelalters beschuldigt zu werden, anderntheils der weitere Begriff, den er sich von der Legende gebildet hatte, den er aber in der Abhandlung darüber gar nicht andeutet; hörten wir ihn ja eben in einem Briefe an Gleim die „lustigen“ Legenden für ein andermal sich aufsparen. Eine der letztern ist wohl die später gedichtete von dem Teufelchen mit dem verbrannten Daumen. Freilich kann der Name Legende an sich jeder aus der Geschichte des Heilands, Maria's, der Aposteln oder der Heiligen genommenen Dichtung, selbst in dramatischer Form, zugetheilt werden, und man versteht neuerdings darunter jede derartige kleinere Erzählung, aber Herder wollte doch eine besondere, bestimmt begränzte Dichtart daraus bilden, der weder lustige, eine Lehre mit eindringlicher Einfalt aussprechende Legenden noch, und diese viel weniger, solche Darstellungen sich einfügen lassen, welche eine Verirrung des Mönchthums zur Warnung uns vorführen. Gerade die Tugenden, welche reiner Andacht entsprießen, wollte er in seinen Legenden zur Erweckung andächtiger Verehrung leben-

dig schildern; aber von diesem in der Abhandlung festgehaltenen und durchaus anzuerkennenden Grundsatze ist er bei einer großen Anzahl seiner wirklichen Legenden abgewichen, und hat manche geliefert, die freilich in Beziehung zum Mönchsthume oder zur christlichen Anschauung stehen, aber nichts weniger als reine Erbauung in der Seele wecken.

Ein charakteristischer Zug der herderschen Legende ist das Lehrhafte. Seine Legenden sollen Beispiele sein, aus welchen eine Lehre sich herausstellt. Häufig spricht der Dichter jenen allgemeinen Satz am Anfange oder am Ende aus, seltener begnügt er sich mit der Erzählung allein. Zuweilen beginnt und schließt die Legende mit allgemeinen Sätzen, so daß sie in den Predigtton übergeht, und diesen Charakter derselben liebte Herder ganz besonders, wobei ihm wohl der Gedanke vorschwebte, daß Legenden zur öffentlichen wie zur häuslichen Erbauung vorgelesen wurden. Daher erlaubt sich auch sein Legende wohl eine weitere Nutzanwendung oder sonstige Beziehung, wodurch sie die einheitliche Abrundung verliert; war es ihm ja zunächst darum zu thun, die Legende nutzbar zu machen und sie als eindringliche Mahnung zu verwenden. Doch fehlt es auch unter seinen Legenden nicht an wirklich gelungenen, treffend in sich abgerundeten, welche den lehrhaften Ton nicht über Gebühr vorkehren, sondern die Lehre aus der Darstellung selbst uns entgegenwehn lassen, wie Legende 2. 10. 18. 24. 26; in andern ist die Lehre durchaus nicht störend, sondern erwächst ganz einfach aus der Erzählung, wie Legende 3. 5 25. 27; in andern kann die Lehre völlig wegfallen, ohne die Selbstständigkeit des Gedichtes zu verletzen. Von ganz eigenthümlicher Art ist die treffende Legende Christenfreude. Sehen wir von der eigentlichen festen Begränzung der Legende ab, so verdienen auch andere Legenden, wie 9. 11. 12. 15, besondere

Auszeichnung durch das Vermeiden des zu streng lehrhaften Tones.

Freilich den Duft dichterischen Schwunges darf man in den herderschen Legenden nicht suchen. Wenn dieser im allgemeinen der Ansicht war, die Dichtung bedürfe des Schmuckes viel weniger als Prosa, ihr wahrer Schmuck sei „hohe Einfalt und eine äußerst wahre, tief eingreifende Bildung der Gedanken d. i. Dichtung", wenn er überhaupt in allen seinen Dichtungen dem Schmucke des Ausdrucks entsagt, nur zuweilen ein wirksames Bild oder eine dichterische Uebertragung sich gestattet, so schien ihm eine solche Enthaltsamkeit, und mit vollstem Rechte, besonders bei der Legende geboten, da die Gestalten der Heiligen mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Würde und Schönheit auftreten, daß sie durch fremden Schmuck nicht buhlend zu reizen brauchen. Den schlichten, einfach treffenden, knapp sich anschmiegenden, möglichst wenig vom geraden Weg abgehenden Ausdruck hielt er hier allein für passend. Den Reim schloß er völlig aus. Zum Versmaß wählte er den fünffüßigen Trochäus mit seinem würdigen Ernste oder den der gewöhnlichen Rede nähern fünffüßigen jambischen Vers. Nur in der spätern Legende Cäcilia wich Herder hiervon ab, indem er kleinere jambische Verse gebrauchte, von denen neun eine Strophe bilden und die beiden vorletzten auf einander reimen, und in der Legende die Turteltaube fügte er das Lied der Taube in kleinen daktylisch-trochäischen Versen ein. Strophisch ist auch der Gesang der Muse in der Legende die Fremdlinge. Ganz abweichend von allen übrigen Legenden sind die wiedergefundenen Söhne in Strophen von sieben vierfüßigen trochäischen Versen geschrieben, von denen der zweite, vierte und siebente Vers männlich, die übrigen weiblich schließen. Freilich ist der dichterische Werth der

herderschen Legenden hiernach nicht sehr bedeutend, aber der feine Sinn Herders tritt auch in diesen Legenden wohlthuend hervor, und wenn Götzinger behauptet, die Darstellung habe etwas höchst Unbehagliches, sie sei durchaus modern und wolle doch antik oder romantisch sein, sie sei durchaus verständig und dozirend, und wolle doch gläubig und kindlich sein, so ist dieser Tadel ein ganz unbefugter. Herder wollte die Legenden unserer Zeit nahe bringen und sie deshalb in einem für diese berechneten Tone darstellen; er wollte nicht durch süßliche Sprache und innige Kindlichkeit des Ausdrucks bestechen, sondern auf den gesunden Sinn durch einfache Erzählung jener frommen Dichtungen wirken, denen er nicht erst Innigkeit und Gemüthlichkeit zu leihen brauchte, da sie aus tief ergriffenem Gefühl geflossen. Die alte Sage rollt er vor unsern Augen auf, indem er sie in ihren Hauptzügen schildert, er übergeht weniger wirksame Nebenumstände, setzt nach Gebühr in's Licht oder in Schatten, ja erlaubt sich auch zu seinem Zwecke einzelne Veränderungen, um einer weniger gläubigen und kindlichen Zeit keinen Anstoß zu geben und die innere Bedeutung mehr hervortreten zu lassen. Nicht den Kindern und einem kindlichen Sinne, sondern dem Volke einer aufgeklärten Zeit hat er die Legenden geschrieben, um sie auf diese längst vergessenen Beispiele hinzuweisen, daß ihm die Größe jener ganz verlorenen Tugenden vor Augen trete, und diese ernst würdige, klar verständige Darstellung wirkt eindringlicher als das Hinüberspielen in die durch die Einbildungskraft aufgeregte Gemüthswelt vermöchte. Herder stellt nicht als begeisterter Sänger dar, sondern als ernst würdiger Lehrer, der auf diese erhabenen Beispiele mahnend hindeutet. Ihn leitete die Ueberzeugung, daß diese schmucklosen, von jeder Gefühlsschwärmerei und jedem Schwunge der Einbildungskraft freien Erzählungen, wenn auch nicht in der von solchen Dichtungen abgewandten

Gegenwart, doch in der Zukunft zu wirken, zu erheben und zu trösten gar wohl geeignet seien. Wenn er nicht, wie in seinen morgenländischen Dichtungen, auf jede Versform verzichtete, so that er dies, um der ganz schmucklosen Darstellung in diesem gemessenen Schritte ein gewisses Gegengewicht zu geben, und sie, da er auch das rhetorische Pathos vermeiden wollte, wenigstens eine Stufe über die gewöhnliche Rede zu rücken. Wie in jenen, so verfuhr er auch hier mit vieler Freiheit, indem er bestrebt war, den Geist jener glaubens- und entsagungsstarken Zeit möglichst rein und wirksam hervortreten zu lassen. Hat man bisher, ohne irgend eine genauere Betrachtung diesen Gedichten zuzuwenden, sich mit vornehmer Wegwerfung davon abgewendet, so ist es endlich Zeit auch der herderschen Legendendichtung einmal gerecht zu werden, die, bei manchem Verfehlten, doch auch viele schöne Blüten getrieben hat. Besonders möchte ihre Würdigung für den deutschen Unterricht unserer höhern Schulen einen sehr reichen Uebungsstoff bieten. Möge man diesen ersten mühevollen Versuch auf einem bisher noch ganz unbebauten Felde nachsichtsvoll aufnehmen!

III. Erklärung der einzelnen Legenden.

1. Die Führerin.

In diesem Einleitungsgedichte, bei dessen Einkleidung wohl Goethes Zueignung vorschwebt, wo die Wahrheit ihren Schleier der Dichtung leiht, wird der Stoff der Legendendichtung und der Lohn, welcher ihres Dichters harrt, sinnbildlich bezeichnet. Die Muse, welcher er sich widmet, ist die christliche Grazie, die überirdische, den Geist beseligende, von Geduld, Liebe und Hoffnung ganz erfüllte Andacht, die hier Carita genannnt wird.[1]) Unter dem Namen Carità erscheint zu Giottos Zeit häufig die Liebe auf Gemälden dargestellt, während man seit Raphael damit die mütterliche Liebe bezeichnet und kurzweg diesen Namen Darstellungen einer Mutter mit ihren Kindern beilegt. Jene raphaelische Carità schwebt Herder besonders vor. In der siebenten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität nennt Herder die dem Christenthum entsprossene neue sittlichere Kunstgestalt, die christliche Grazie, geradezu Carità. „Diese christliche

---

1) In den Worten: „Niemand kennt ihn (meinen Namen), als wer ihn empfähet", sollte man statt des zweiten ihn erwarten mich.

Grazie", bemerkt er (zur schönen Litteratur und Kunst B. 7, 232) „ist es, die zuerst in den Bildern der Maria erschien, aus ihnen sodann in die Gesänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunst die Kompositionen der Neuern mit einem eigenen Geist durchhauchte." Diese christliche Andacht, welche für ihren unerschütterlichen Glauben alle Schmach duldet, im sehnsuchtsvollen Hinblick auf das andere Leben, welche alle Entehrung und allen Reiz der Welt für nichts hält, wird in ihrer äußern, ihr Wesen andeutenden Erscheinung näher ausgeführt; sie selbst eröffnet dem Dichter die Bedeutung derjenigen Symbole, die ihm am meisten auffallen und ihr Wesen am klarsten aussprechen. Das helle feine Gewand aus Byssus (Baumwolle) — die Alten nannten ein solches Gewand sindon — deutet auf ihre strahlende Reinheit, die Lilie auf die Unschuld; beide Tugenden können der schrecklichsten Verfolgung nicht entgehn. Doch die blutenden Wunden ihrer Brust, welche, wie auch der Dornenkranz um das Haupt, ihre Leiden bezeichnen, rühren nicht allein vom „Dolche feindlicher Verläumdung" her, sondern auch auf von „freundlicher Entweihung", von Wohlwollenden, von Eltern und Verwandten, welche den reinen Drang der nach Gott allein sich sehnenden, die Welt verachtenden Seele nicht verstehen und sie, wie sie wähnen, zu ihrem eigenen Besten auf einen andern Weg zwingen wollen. Der ihrer wartende Lohn wird durch die aus den Dornen wunderbar sprießenden Rosen bezeichnet, die sichere Erfüllung durch die schon winkenden Siegespalmen, welche Carita erblickt, und die Lobgesänge der Seligen dargestellt, welche der Dichter schon unten vernommen, wie er auch den seligen Himmelsglanz geschaut hat. Der Dichter wundert sich, daß die Muse, welche er noch eben gesehen, jetzt plötzlich verschwunden ist. Diese Muse ist die weltliche Muse, deren Begeisterung der Welt gefällt und von ihr mit höch-

stem Ruhm gekrönt wird, während der Legendendichter sich mit der auf die fromme Reinheit seines Strebens deutenden Lilie begnügen und den Dornenkranz auf sich nehmen muß, da die Welt ihn verachten und verspotten wird. Sonderbar ist der Anfang der Erwiederung auf die Frage, weshalb die Muse von der Carita verschwunden sei: die Muse könne die armen gedrückten Menschen ebensowenig als ihre rohen Quäler erfreuen, da sie auf etwas ganz anderes zu sinnen gezwungen seien als auf den Genuß der Gebilde der schöpferischen Einbildungskraft, da die Sorge für die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens sie ganz in Anspruch nehme. Hat denn die Legende keinen andern Kreis, woran sie sich wendet, als die welche unter der Last des Lebens keichen und fast niedersinken, gibt es keine andern gläubigen Seelen, denen sie Trost in mancherlei Nöthen und Bedrängnissen des Lebens zu leisten vermag? Und gereicht sie jenen „tausend unglückseligen Menschen" nicht wirklich zur Stärkung und zum Heile, horchen diese gar nicht auf ihre Stimme? Am Anfang erscheint dem Dichter an einem engen, steilen Pfade die Muse, die aber, als er den nach oben gewendeten Blick wieder ihr zuwenden will, von seiner Seite verschwunden ist. Die Beschreibung des Pfades, den er vor sich sieht, deutet auf die Vorwürfe, welche man der Legendendichtung macht, daß sie nicht die reine Wahrheit verkünde, nicht auf offenem, sonnenhellem Pfade wandle, sondern vom Aberglauben und von betrügerischen Mönchen ersonnen sei, daß sie durch das Wunderbare den Geist verrücke. Wenn der Dichter selbst gestehn muß, daß er neben sich Disteln sieht, so deutet er darauf hin, daß er durchaus nicht den Mißbrauch leugnet, den man mit der Legende getrieben; er selbst sagt in der Vorerinnerung: „Von einem großen Theil der Legenden kann man nicht Uebles genug sagen; sie verkehren den Sinn und sind Zeugen von verkehrtem Sinne."

Aber nicht diese den Geist verdüsternden Legenden will er uns bringen, sondern die wahrhaft erhebenden, aus reinster christlicher Andacht hervorgegangenen und dieselbe feiernden, und dazu führt ihn die in helles Byssusgewand sanft verschleierte, ihm voranschwebende Muse; denn er spricht mit ihr, während er ihr auf dem engen, steilen Pfade nach oben folgt. Bei dem „engen, steilen Pfade“ könnte etwa der lange, jähe und am Anfange rauhe Weg vorschweben, der nach Hesiod zur Tugend führt.

---

2. Die Turteltaube.

Auch dieses Gedicht gehört noch zur Einleitung der Legenden, da es das Christenthum als die Religion der Liebe auffaßt, die Frieden und Freude der Welt gebracht und es den Heiland als Vorbild aller Martyrer darstellt, der aus Liebe zur sündigen, durch sein Verdienst zu erlösenden Welt alle Schmach, Entehrung und Leiden bis zum grausamsten Tode auf sich genommen. Den eigentlichen Sinn stellt der Gesang der Turteltaube dar, aus welcher die ewige Liebe, die Stimme Gottes selbst, spricht, der diese Wundertaube gesandt hat. Es ist dies eine ganz freie Dichtung Herders. Die Turteltaube wählte er ihrer zärtlichen Lockstimme wegen, welche sie vor allen Taubenarten auszeichnet. Schon im Hohenliede (2, 12) wird ihre Stimme beim Beginn des Frühlings erwähnt. Auch ihre eheliche Treue und Liebe macht sie besonders geeignet zur sinnbildlichen Bezeichnung der Liebe, abgesehen davon, daß auch der heilige Geist als Taube erscheint. Auch in der von Herder bearbeiteten morgenländischen Sage die Opfertaube ist die Turteltaube ein tröstender, sich für Naëmi selbst opfernder Vogel. Hier verkündet sie dem göttlichen Kinde

die Schmach und Leiden, die seiner warten, indem sie den Gott in seiner menschlichen Gestalt auf Erden bewillkommt und auf die Rückkehr zum Jenseits hindeutet. Das göttliche Kind trägt nicht etwa für eine ihm herzlich zugeneigte Seele Kummer und Schmach, sondern für eine ganze sündige, von ihm abgewendete Welt, die, statt seine liebevolle Theilnahme anzuerkennen, ihm Hohn, Verfolgung und schmerzlichsten Tod bereitet. Aber die Liebe fordert keinen Dank, sie trägt willig das Aergste zum Wohle des Geliebten, und so wird auch der Gottessohn auf Erden den Kampf mit giftigem Hasse und argem Neide beherzt bestehn[1]), um in freudigem Bewußtsein, die so innig geliebte Menschheit erlöst zu haben, zum Himmel zurückzukehren. Den Sang der Engel, welche die unendliche Bedeutsamkeit dieser Stunde verkünden, und das Wort des Engels an die Hirten behält Herder bei, nur läßt er zuerst die Stimme der Engel in den Lüften erschallen, so daß nur ein Engel zu den Hirten herabsteigt. An der Stelle des ganzen Volkes nennt er einfach das Volk, was doch wohl nur von den Niedrigen zu verstehn, denen zumeist der Heiland zum Trost und zur Erhebung gekommen ist. Am Schlusse singen die Engel wieder in den Lüften, wobei Herder ihren Sang ganz ins kurze zusammenfaßt, und in einer stark mystischen Weise andeutet, daß die ganze Folgezeit herrlich bewährt habe, der Heiland sei der Welt zum Frieden und zur Freude der Menschen gekommen. Von Wunderzeichen, welche die Geburt des Heilands begleitet, nennt Herder außer der Erscheinung der Engel nur den hellern Glanz der Sterne und das Erscheinen eines neuen Sternes. Weitere

---

1) Bei den Ottern und Schlangen schwebt wohl das Wort des Heilands (Luk. 10, 19) vor: „Ich gebe euch Gewalt, zu treten auf Schlangen und Skorpionen."

Wunderzeichen, von denen man schon frühe berichtete, sind drei Sonnen am Himmel, das Erscheinen einer Jungfrau mit einem Kinde im Sonnenringe u. a.; die Zahl dieser Zeichen stieg später auf 24.[1]) Die Felsenhöhle, worin der Heiland geboren worden sein soll, findet sich in der Kirche der Maria de praesepio zu Betlehem; zwei Treppen zu den Seiten des Altars führen auf fünfzehn Stufen in sie hinab; sie ist 39 Fuß lang, 11 breit, 9 hoch, mit Marmor belegt und von 32 Lampen erleuchtet; auch zeigt man in ihr den Stall und die Krippe. Am Anfange des Gedichtes, wo der Dichter im Gegensatze zu der heiligen Stille der Geburtsnacht der fürchterlichen Zeichen gedenkt, welche die Geburt eines der Menschheit zur Geißel gegebenen Eroberers begleiten, hat er sich einer ganz freien Ausführung bedient. Ein sehr häufig erwähntes Anzeichen ist der Blutregen.

---

3. Der gerettete Jüngling.

Der Kirchenvater Klemens von Alexandria († um 220) erzählt die Legende in seiner Rede: „Welcher Reiche wird selig?“ folgendermaßen: „Als nach dem Tode des Tyrannen (Domitian) Johannes von der Insel Pathmos (wohin er verbannt war) nach Ephesus zurückkehrte, bat man ihn, auch die umliegenden Provinzen zu besuchen, um entweder Kirchen zu gründen, wo noch keine waren, oder, wo sich solche befanden, die Priester und Diener nach der ihm vom heiligen Geist gewordenen Eingebung zu belehren. Als er nun in eine nicht weit entfernte Stadt gekommen war, sah er dort, nachdem er alle seine geistlichen Obliegenheiten erfüllt, einen

---

1) Vgl. Maßmann zur Kaiserchronik S. 554 ff.

Jüngling, stark von Körper und von lieblichem Antlitz, aber von zu lebhaftem Gemüth. Und zum Bischof, der neuerlich geweiht worden war, sprach er: „Diesen empfehle ich dir auf das dringendste, indem ich Christus und die ganze Kirche zum Zeugen nehme.“ Jener unterzog sich dem Auftrag und versprach, alle Sorgfalt, welche Johannes verlangte, auf den Jüngling wenden zu wollen. Dieser aber wiederholte mehrfach dasselbe und empfahl ihn noch eindringlicher, worauf er nach Ephesus zurückkehrte. Der Bischof nahm den ihm empfohlenen Jüngling in sein Haus, erzog ihn, liebte und hegte ihn und ließ ihm zuletzt die Gnade der Taufe zu Theil werden. Darauf aber, als ob er der erwiesenen Gunst vertraute, hielt er ihn weniger streng. Diesen, da er in seinem noch keineswegs reifen Alter sich frei fühlte, lehrten sofort seine Altersgenossen, denen Wohlleben und Müssiggang am Herzen lag, Liebe zum Laster und den Wandel auf dem Weg des Verderbens. Zunächst verlocken sie ihn mit dem Reize der Gelage, dann ziehen sie ihn in ihre nächtlichen Streiche, endlich auch verleiten sie ihn zu größern Verbrechen. Da der Jüngling so allmählich zu den Lastern gebildet und darin unterwiesen wird, überläßt er sich, weil er lebhaften Geistes war, wie ein ungezügeltes und starkes Pferd, das, den Reiter verachtend, den geraden Weg verläßt und raschen Laufes in den Abgrund stürzt, immer mehr dem Bösen, so daß er zuletzt an seinem ewigen Heile verzweifelt. Schon schämt er sich, auf geringere Laster zu denken, die größten setzt er sich vor, und indem er sich ganz dem Verderben hingibt, will er keinem in Schandthaten nachstehn. Endlich macht er jene, welche seine ersten Lehrer im Laster gewesen, zu seinen Schülern und errichtet aus ihnen eine Räuberbande, welcher er selbst als wilder Führer und Hauptmann vorsteht, und so begeht er mit ihr jede Grausamkeit. Nach Verlauf einiger Zeit wird

Johannes, da man es für gerathen hielt, wieder nach jener Stadt eingeladen. Nachdem er dasjenige besorgt hat, weshalb man ihn berufen hatte, spricht er: „Wohlan, o Bischof, zeige mir das anvertraute Gut, das ich und Christus dir so sehr empfohlen haben, indem wir die Kirche, welcher du vorstehst, zum Zeugen genommen.“ Jener staunte zuerst, da er wähnte, es werde eine Geldsumme von ihm gefordert, die er nicht erhalten, aber wiederum bedachte er, Johannes könne nicht betrügen noch das fordern, was er nicht gegeben habe. So stockte er vor Staunen. Als Johannes ihn stocken sah, sprach er: „Jenen Jüngling fordere ich zurück und die Seele des Bruders.“ Dieser seufzte darauf gewaltig und erwiederte, in Thränen aufgelöst: „Er ist gestorben.“ „Auf welche Weise und welchen Tod?“ fragte jener. „Er ist Gott gestorben, da er schlecht und nichtswürdig geworden, zuletzt sogar das Räuberhandwerk ergriffen hat. Jetzt hält er einen gewissen Berg mit einer großen Räuberschar besetzt.“ Als der Apostel solches vernahm, zerriß er sofort das Kleid, welches er trug, schlug sich mit schrecklichem Wehklagen das Haupt, und sprach: „In dir habe ich der Seele des Bruders einen guten Wächter bestellt. Aber gebt mir ein Pferd und einen Führer.“ Und sofort besteigt er das Pferd an der Kirche und sprengt rasch davon. Und als er zur Stelle gekommen, wird er von den Räubern ergriffen, welche die Wache halten. Da er weder entfliehen noch irgendwie ausweichen wollte, rief er bloß mit gewaltiger Stimme: „Da ich gerade dazu gekommen bin, so bringt mir euren Hauptmann.“ Als dieser herankam und den Apostel Johannes in ihm erkannte, da ward er von Scham erfüllt und er ergriff die Flucht. Johannes aber treibt sein Pferd an und verfolgt, seines Alters nicht gedenkend, den Fliehenden, indem er zugleich ruft: „Was fliehst du, o Sohn, vor deinem Vater? Was fliehst du vor dem

waffenlosen Greise! Halt ein, armer, fürchte dich nicht! noch hast du Hoffnung des Lebens. Ich werde Christus Rechenschaft von dir ablegen. Gewiß werde ich auch den Tod gern deinetwegen erdulden, wie ihn auch der Herr unsertwegen erduldet, und für deine Seele werde ich die meinige geben. Bleibe nur stehn und glaube mir, da Christus mich gesandt hat!“ Als dieser solches vernommen, stand er stille und senkte den Blick zur Erde; darauf warf er die Waffen von sich und zitternd weinte er bitterlich. Der Greis trat zu ihm; er stürzte sich zu seinen Füßen, mit ärgstem Seufzen und Wehklagen bereute er seine Schuld, und wurde mit dem reichen Strome seiner Thränen zum zweitenmal getauft, nur seine rechte Hand verbarg er. Der Apostel aber that einen Schwur, daß er ihm von Gott Verzeihung erflehn werde; er warf sich zu seinen Knien nieder und küßte seine rechte Hand, deren Schuld des Jünglings Gewissen quälte, als ob diese schon durch seine Reue entsühnt wäre. Dann rief er ihn zur Kirche, und indem er unaufhörlich für ihn betete und mit ihm häufig fastete, erlangte er von Gott die ihm versprochene Verzeihung. Aber auch durch manche tröstliche Zureden wie durch Zaubersprüche milderte er seinen verwilderten, leidenschaftlich aufgeregten Sinn, und ließ nicht eher nach, bis er ihn ganz gebessert einer Kirche vorsetzte, indem er darin ein großes Beispiel der wahren Reue, einen starken Beweis der Wiedergeburt und ein leuchtendes Siegeszeichen der in ihm offenbaren Auferstehung lieferte.“

Diese auch ins apokryphe Evangelium des heiligen Johannes übergegangene Geschichte nahm Eusebius wörtlich in seine Kirchengeschichte (III, 23) auf; Surius im Leben der Heiligen führt sie aus Klemens an. Im Passional (vgl. oben S. 8) findet sie sich wesentlich ganz nach diesem Berichte, nur flieht der Jüngling dort zu Pferde, und einzelne Züge sind weggeblieben. Auch in

der legenda aurea (9) und in dem Leben der Heiligen steht sie mit manchen Abkürzungen; die Hauptverkürzung tritt hier bei der Verführung des Jünglings ein. Herder hat die Erzählung kurz zusammengefaßt und durch knappen, bezeichnenden, oft mit einem einfachen Bilde bedeutsam wirkenden Ausdruck wesentlich gehoben.[1]) Er läßt den Jüngling nicht wirklich fliehen, sondern bloß beschämt sich abwenden; die Scham erregt keine Furcht, sondern läßt ihn tief in sein Inneres schauen; die innige Liebe und das gläubige Vertrauen, daß er ihm nicht verloren gehn könne, bewältigen ihn ganz. Johannes sinkt zur Erde aus dankbarer Freude über die in der Umarmung, in dem starren Schmerz und endlich in dem Thränenstrom sich verkündende Bekehrung des Jünglings; sein Dank gilt dem Himmel, seine Freude dem Jüngling, den er als wiedergefundenen Sohn küßt. Der Ausdruck ist hier fast zu kurz, da er die Handlung nicht sinnlich genug darstellt. Vortrefflich ist der Schluß der Erzählung, daß Johannes sich in ihm den Liebling seiner letzten Lebensjahre gerettet. Wenn Klemens die ganze Geschichte als ein Beispiel betrachtet, wie auch der größte Sünder Gnade vor Gott finden könne, so stellt Herder die Rettung als eine That der höchsten Glaubens- und Liebeskraft dar. Die Einleitungsverse sollen bloß auf die zu erzählende Seelenrettung als eine der Nacheiferung werthe geistige Großthat

---

1) In der Beschreibung der Verführung des Jünglings gehen die „süßen Schmeicheleien" auf die liebevollen Verlockungen der seinem Herzen schmeichelnden Altersgenossen, der „fröhliche Betrug" auf das gemeinsinnliche Liebesleben, die Bethörung und Verführung der Unschuld; denn unter der „Wollust" ist hier nur die Freude an den Genüssen des Mahles und eines freien, tollen Lebens gemeint. Zuletzt wird die Lust genannt, die Herrschaft über seine Altersgenossen zu üben und immer weiter auszudehnen. So treten hier nebeneinander Müssiggang, Genußsucht, Sündenreiz und Herrschsucht hervor.

hinweisen, wobei man nur die doppelte Bedeutung des Wortes schön anstößig finden und statt schönerm, schönst', höherm, höchst' verlangen dürfte. Der Schluß deutet auf die Kraft hin, welche die schöne Seele, die er im Jüngling erkannt, auch aus dem Abgrund der Sünde zu retten vermocht hatte. Es war dies der Glaube eines St. Johannes, zu dessen näherer Bezeichnung der Schlußvers dient; festes, unerschütterliches Vertrauen, innerste Liebe des Reinen und Guten und der klare in die Tiefe schauende Blick, die vollste Ueberzeugung von der Wahrheit, tragen ihn. Eine genauere Beziehung der einzelnen genannten Tugenden auf die vorliegende Bekehrung dürfte kaum anzunehmen sein.

---

4. Der Tapfere.

Beim Martyrtode des Bischofs Polykarpus, den die römische Kirche auf den 26. Januar, die griechische auf den 23. Februar setzt (nach den Bollandisten starb er den 26. März oder den 2. April 169), liegt der Brief der Gemeinde von Smyrna an die Gemeinden von Pontus zu Grunde, den Eusebius, und zwar in der nach Philomelium geschickten Fassung, in seiner Kirchengeschichte (IV, 14) mittheilt. Nachdem des jungen Germanikus gedacht worden, der das Volk dadurch in Staunen setzte, daß er, als der Prokonsul ihn durch die Mahnung, er dürfe sich nicht bei seiner blühenden Jugend dem ihm drohenden Tode aussetzen, vom Glauben an Christus abwendig machen wollte, selbst das zu seiner Zerreißung bereit gehaltene wilde Thier herausforderte, heißt es hier: „Als die umstehende Menge diesen wunderbaren Tod anzustaunen und die Todesverachtung des ganzen Christenvolkes zu bewundern beginnt, rufen alle: „Schaffe die Gottlosen aus der

Welt! Man suche den Polykarpus auf!“ Wie dieser hörte, daß das Volk durch den Aufruf gegen ihn aufgereizt sei, wurde er dadurch nicht im geringsten bewegt, sondern blieb ganz unerschrocken; denn er war von ruhigem Geiste und von heiterm Antlitz. Unverzagt wollte er in der Stadt bleiben, ließ sich aber doch endlich durch die Bitten seiner Freunde bestimmen, auf ein bei der Stadt gelegenes Gut zu gehn, wo er in Gesellschaft weniger Tag und Nacht für den Frieden aller christlichen Gemeinden Gott anflehte, wie er sein ganzes Leben hindurch zu thun pflegte. Drei Tage vor seiner Gefangennehmung sah er während der Nacht eine Erscheinung; es schien ihm nämlich, sein Kopfkissen sei von der Flamme verzehrt. Als er aus dem Schlaf erwachte, erzählte er den Umstehenden seinen Traum, und er deutete ihn dahin, Christi wegen werde er in den Flammen seinen Tod finden. Da nun die Untersuchung bevorstand, willigte er ein, sich aus Liebe zu seinen Brüdern nach einem andern Orte zurückzuziehen. Bald darauf kommen die Nachspürer dorthin, ergreifen zwei Diener, und gelangen durch die Angabe des einen, den sie durch Schläge dazu bringen, als schon der Tag sich neigte, zum Polykarpus. Sie finden ihn oben ruhen. Obgleich er sich leicht von dort zum andern Hause flüchten konnte, wollte er es doch nicht; „der Wille des Herrn geschehe!“ sprach er. Ja als er vernahm, die Häscher seien da, ging er ihnen entgegen; fröhlichen und ruhigen Gesichtes redete er sie mit großer Freundlichkeit an, so daß diese sich wunderten und staunten, weshalb man mit so großem Eifer einen so würdigen und ehrenhaften Mann, bei so hohem Alter und solchem Ansehen seiner Stellung, aufspüren und einziehen lasse. Unverweilt läßt er ihnen den Tisch decken, als wären sie nicht seine Feinde, sondern Gastfreunde, und er befiehlt, sie reichlich zu bewirthen, bittet sich nur eine Stunde Zeit zum Gebete aus. Und

er betete mit solcher Andacht, daß alle Anwesenden sich wunderten, und selbst diejenigen, welche zu seiner Gefangennehmung gekommen waren, es bedauerten, einen so edlen und gottesfürchtigen, schon durch sein Alter ehrwürdigen Mann der Bestrafung überliefern zu müssen. Nachdem er sein Gebet beendigt und aller welche ihm bekannt sein konnten, Hoher und Niedriger, Edler und Gemeiner und der ganzen Kirche gedacht hat, geht er, da die Stunde nahte, heraus. Auf einem Esel bringt man ihn zur Stadt; es war gerade der Tag des großen Sabbaths. Der Friedensrichter (Eirenarcha) Herodes und dessen Vater Niketas, die ihm begegnen, nehmen ihn zu sich in den Wagen und suchen ihn zu bereden, indem sie sprechen: „Was ist es denn Arges, den Kaiser Gott zu nennen, zu opfern und sonst unangefochten zu leben?“ Zuerst hörte er dies schweigend an; als sie aber in ihn drangen, erwiederte er: „Was bedarf es vieler Worte? Ich werde das nicht thun, was ihr verlangt.“ Diese aber, als sie sahen, daß sie nichts ausrichteten, wurden von Unwillen erfüllt und stießen ihn schmachvoll aus dem Wagen, so daß er beim Stürzen sich den Fuß verletzte. Doch als ob ihm nichts zu Leide geschehen wäre, setzte er heiter und zufrieden seinen Weg fort, bis er zum Richtplatz kam, wohin er gebracht werden sollte. Da bei seinem Erscheinen eine gewaltige Bewegung auf dem Richtplatz entstand, rief eine Stimme vom Himmel: „Sei tapfer, o Polykarpus, und halte dich männlich!“ Denjenigen, der diese Worte rief, konnte niemand sehen, aber den Ruf vernahmen viele. Unterdessen steigert sich die Bewegung des Volkes, daß Polykarpus vorgeführt wird, zur Wuth. Nachdem er die Frage des Prokonsuls, ob er Polykarpus sei, bejaht, spricht dieser: „Drum ehre selbst dein hohes Alter und schone deine letzten Tage, schwöre beim Glücke des Kaisers, bereue das Vergangene und rufe auch du: Schaffe die

Gottesschänder aus der Welt!“ Polykarpus aber rief, indem er das umher auf dem Richtplatz versammelte Volk scharf anblickte, die Rechte zum Himmel hebend, seufzend: „Schaffe die Gottesschänder aus der Welt!“ Der Prokonsul drang nun weiter in ihn und sprach: „Schwöre beim Glücke des Kaisers, schmähe Christus, und ich entlasse dich.“ Polykarpus erwiederte darauf: „Sechsundachtzig Jahre diene ich ihm, und nie hat er mir etwas zu Leide gethan; wie kann ich meinen König schmähen und beschimpfen, der mir Heil verliehen hat?“ Und als man von neuem heftiger ihm zusetzte, daß er beim Glücke des Kaisers schwöre, antwortete er: „Wenn du nach dem Schaugepränge begierig bist, daß ich beim Glücke des Kaisers schwöre, und thust, als ob du nicht wissest, wer ich bin, so höre von mir mit aller Freiheit, daß ich ein Christ bin. Willst du aber auch das Wesen der christlichen Religion erfahren, so bestimme einen Tag und höre!“ Der Prokonsul sprach: „Berede dazu das Volk!“ „Dir habe ich geantwortet“, versetzte Polykarpus. „Man lehrt uns den Fürsten und den von Gott gesetzten Mächten Ehre geben, sofern es der Religion nicht zuwider ist. Dem wüthenden Volke genug zu thun ist meine Sache nicht.“ Der Prokonsul bemerkte darauf: „Ich habe wilde Thiere bereit, denen man dich vorwerfen wird, falls du nicht rasch bereuest.“ „So bediene dich derselben“, entgegnete Polykarpus. „Wir beharren unerschütterlich auf unserer Ansicht und können nicht vom Guten zum Bösen bekehrt werden; besser wäre es, diejenigen wendeten sich dem Guten zu, die im Bösen verharren.“ „So werde ich dich verbrennen lassen“, rief der Prokonsul, „wenn du die wilden Thiere verachtest und deinen Vorsatz nicht bereuen willst.“ Polykarpus versetzte: „Mit Feuer drohest du mir, mit diesem, das im Augenblicke angezündet wird und bald darauf erlöscht, da du das ewige Feuer des jüngsten Ge-

richtes nicht kennst, welches zur nie endenden Strafe den Gottlosen bereitet wird. Doch was säumst du? Bediene dich des einen oder des andern.“ Während Polykarpus dieses und vieles andere sprach, ward er von Selbstvertrauen und Freude zugleich erfüllt, so daß die Heiterkeit seines Gesichtes und die Standhaftigkeit seiner Antworten den Prokonsul in höchstes Staunen versetzten. Er sendete darauf den Ausrufer zum Volke, diesem laut zu verkünden, Polykarpus habe zum drittenmale gestanden, daß er ein Christ sei. Die ganze aus Heiden und Juden der Stadt Smyrna bestehende Menge schrie, als sie solches vernahm, mit äußerster Wuth: „Dieser ist der Lehrer von ganz Asien, der Vater der Christen, der Vernichter unserer Götter; er ist es, der viele lehrt, nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten.“ Und sie rufen darauf dem Kampfordner Philippus zu, er solle auf den Polykarpus den Löwen loslassen. Als dieser aber erwiederte, er dürfe es nicht, weil die Kampfzeit vorüber, so schrieen sie alle zugleich, Polykarpus solle lebendig verbrannt werden; denn die Erscheinung des brennenden Kopfkissens mußte erfüllt werden. Da das Volk selbst Holz aus den Bädern und von andern öffentlichen Orten brachte und Reisig zusammenschleppte, wobei besonders die Juden nach ihrer Gewohnheit sehr thätig waren, ward der Scheiterhaufen mit größter Schnelligkeit errichtet. Der Greis legte seinen Mantel ab und löste seinen Gürtel; auch suchte er seine Sohlen von den Füßen loszubinden, welche sonst nur von den Gläubigen, die in Treue und Verehrung gegen ihn wetteiferten, gelöst zu werden pflegten. Nachdem alles zum Scheiterhaufen bereitet war, brachten sie ihn darauf und wollten ihn mit Nägeln festschlagen. Er aber sprach: „Lasset mich! Derjenige, welcher mich den Feuertod erdulden läßt, wird mich auch, ohne daß man mit Nägeln mich festschlage, ihn ruhig ertragen lassen.“ Sie verzichteten deshalb auf das Festschlagen

und banden ihm bloß die Hände mit Ketten auf den Rücken." Nachdem ausführlich des Dankgebetes des Polykarpus gedacht ist, heißt es weiter: „Kaum hatte er sein Gebet vollendet, als die zum ewigen Feuer Verdammten Feuer unter den Scheiterhaufen legten. Wie nun die Flamme gewaltig emporschlug, sahen wir alle, die Gott dessen würdigte, Wunderdinge. Sehr viele von diesen hat der Herr am Leben erhalten, um solches den übrigen zu verkündigen. Die Flamme stand nämlich wie ein Schwibbogen oder ein vom Winde gespanntes Segel oberhalb des Martyrers; sein Körper ruhte in der Mitte nicht wie brennendes Fleisch, sondern glänzte wie Gold oder Silber im Ofen. Auch empfanden wir einen lieblichen Geruch wie von Weihrauch oder der kostbarsten Salbe. Da die Diener der Schandthat zuletzt sahen, daß der Körper nicht verbrenne, ließen sie den Henker herantreten, der den Körper, vor welchem das Feuer zurückwich, mit dem Schwerte durchstach. Darauf aber ergoß sich ein so reicher Blutstrom, daß der Scheiterhaufen davon ausgelöscht wurde. Das Volk wich zurück, bestürzt von Staunen über das Wunder, da es so deutlich die Gunst des Himmels gegen seine Erwählten erkannte." Weiter wird noch berichtet, wie die Christen, denen man den Körper des Heiligen verweigerte, in den Besitz der Gebeine gekommen.

Der Brief der Gemeinde von Smyrna liegt auch selbständig in einer griechischen Handschrift (hier ist statt Philomelium Philadelphia genannt) und mehrfach in lateinischen Handschriften vor, nach welchen ihn die Bollandisten geben. Wesentliche Abweichungen von der Fassung bei Eusebius finden sich hier nicht, doch ist einzelnes dort weggelassen, manches ohne Zweifel ursprünglicher, aber fast nur an solchen Stellen, die Herder übergangen hat; am bedeutendsten ist der von Herder benutzte Zusatz, daß, sobald der Henker den Körper des Heiligen mit dem Schwerte durchstochen,

eine Taube emporflog. In der griechischen Handschrift wird das Emporfliegen der Taube vor dem Blutstrom erwähnt; in der lateinischen heißt es: „Siehe, sofort kam, während eine reiche Fülle von Blut sich ergoß, eine Taube aus dem Körper hervor.“ Daß die Seelen der Frommen, besonders der Martyrer, als weiße Tauben aus dem Munde der Sterbenden fliegen, berichtet die heilige Sage häufig, auch manche Volkssage; die Seelen der Bösen fliegen als Raben davon. Das Leben der Heiligen gibt die Legende nur kurz mit Verwischung von Hauptzügen, die legenda aurea übergeht sie ganz.

Herder hat auch hier durch kurze Zusammenfassung und knappe, treffende Darstellung die Erzählung zu höherer Wirksamkeit gesteigert; die Züge, welche er wegließ, dienen freilich meist zur lebhaftern Vergegenwärtigung der ganzen Handlung, aber der Kern des Ganzen wird dadurch mehr verdeckt als hervorgehoben, und diesen uns lebendig entgegentreten zu lassen, nicht ein alles in reicher Beleuchtung aufrollendes Bild zu geben, war Herders Absicht. Nichts Wesentliches hat er übergangen; sein Eigenthum ist die treffende Erwiederung des Heiligen auf die Drohung mit dem Löwen, wobei wohl die Stellen von dem Samenkorn Joh. 12, 24, Korinth. I, 15, 36 vorschwebten, und die Art, wie bei den Alten die Saat in die Erde eingetreten ward. Die Stimme vom Himmel macht Herder zu einer innern Stimme Wenn er am Schlusse die Sage von der weißen Taube als bildlichen Ausdruck faßt, so gibt er hiermit wohl der Aufklärung der Zeit zu viel nach (man vergleiche, was er von dem Wunderbaren und dessen bildlicher Beziehung im ersten Abschnitt der Abhandlung über die Legende sagt), und würde diese Deutung sehr erkältend wirken, wüßte der Dichter sie nicht lebhaft einzukleiden und uns dadurch zu einem treffenden allgemeinen Satze herüberzuleiten, welcher auf die reine

Einfalt des Martyrers treffend hindeutet, den er als Vertreter aller christlichen Blutzeugen hinstellt. Uebrigens sollte die Taube eigentlich das Eingehen in die himmlische Seligkeit versinnbildlichen. In den der Erzählung zunächst vorangehenden eilf Versen bezeichnet Herder im allgemeinen den Standpunkt, aus welchem er die Legende faßt, den geistigen Heldenmuth, der für die erkannte Wahrheit sein Leben zu opfern sich gedrungen fühlt, wobei er den Gegensatz des leidenschaftlichen Martyrerthums, einer Erscheinung, welche in der Kirche auch nicht selten zu Tage tritt, der krankhaften Sucht, unter Schmerz und Folter zu sterben, in den Worten andeutet: „Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod." Dazu veranlaßte ihn wohl die Erwähnung eines gewissen Phrygers Quintus in dem Briefe der Gemeinde von Smyrna, der nur aus Muthwillen und Leichtfertigkeit sich zum Martyrertode drängte, den er aber nicht zu bestehn vermochte; „nicht Leichtfertigkeit", heißt es dort, „sondern Treue und Bescheidenheit wird gekrönt." Die Einleitung unserer Legende, den Spott auf das Heldenthum gedungener Soldaten, wie berechtigt dieser sonst auch immer sein mag, hätte man doch hier dem Dichter gern erlassen; der Ton ist gar zu fremdartig.

---

5. Die Krone.

Unsere Legende wird in den Vitae patrum (VI, 19) nach dem Berichte des Bischofs Basilius also erzählt: „In einem Frauenkloster befand sich eine Jungfrau, welche sich stellte, als ob sie thöricht und von einem Dämon besessen wäre und welche von allen übrigen so sehr verachtet wurde, daß keine mit ihr speisen mochte. Sie kam nie aus der Küche heraus und versah daselbst

alle Dienste, war nach dem Sprichwort der Schwamm des ganzen Hauses, so daß sie das Wort der Schrift bewährte (Kor. I, 3, 18): Wenn einer in dieser Welt sich für weise hält, so sei er thöricht, damit er weise sei. Den Kopf hatte sie mit Lumpen umhüllt, während die übrigen Jungfrauen Hüllen trugen, und sie diente allen. Keine von den vierhundert Jungfrauen konnte sie je essen sehn, nie in ihrem ganzen Leben saß sie am Tische; von keiner nahm sie auch nur das geringste Stück Brot, sondern begnügte sich mit den Brosamen des Tisches und mit dem, was sie beim Spülen der Töpfe fand. Keiner fügte sie etwas Uebles zu, man hörte sie nie murren; zu keiner sprach sie je mehr oder weniger, sie selbst wurde von allen geschlagen, gehaßt und geschmäht. Eines Tages trat ein Engel des Herrn zum heiligen Pyoterius, einem auserwählten, immer in der Wüste lebenden Manne, als er an dem Orte Porphyrites sich befand, und sprach zu ihm: „Was bildest du dir ein, du seist heilig, weil du an einem solchen Orte lebst? Willst du ein Weib sehn, die heiliger, als du bist? Gehe zum Kloster der Frauen von Tabenna; dort wirst du eine finden, welche eine Krone auf dem Haupte hat; wisse, daß die heiliger, als du bist. Jene kämpft gegen so viele allein Tag und Nacht und ihr Herz wich nie von Gott; du, obgleich du immer an einem Orte bleibst und dich nie von demselben entfernst, schweifst doch in Gedanken durch alle Städte.“ Sofort ging er nach dem genannten Kloster, und bat die Vorsteher der Mönche, ihn bei den Frauen einzuführen. Diese verschafften ihm als einem Manne nicht allein von ruhmvollem Leben, sondern auch von höherm Alter sogleich Zutritt. Als er das Kloster betreten, verlangte er alle Schwestern zu sehn, unter welchen er aber diejenige, derentwegen er gekommen war, nicht bemerkte. Endlich sagte er: „Laßt alle kommen! eine scheint mir zu fehlen.“ Man erwiederte

ihm: „Eine Verstörte (unam stultam; in der Urschrift fand sich hier das griechische σαλός) haben wir noch drinnen in der Küche;“ so nennen sie nämlich diejenigen, welche von einem bösen Geiste besessen sind. „Laßt mich auch diese sehn!“ sprach er, und man ließ sie rufen. Da sie nicht kommen wollte, weil sie wohl etwas ahnte oder durch göttliche Offenbarung es erkannte, sagen sie ihr: „Der heilige Pyoterius wünscht dich zu sehn;“ denn er war ein Mann von großem Ruf und Namen. Als sie nun gekommen war und er ihre Stirn mit Lumpen umhüllt sah, warf er sich ihr zu Füßen und sprach: „Segne mich!“ Sie aber that dasselbe und sprach: „Segne mich, Herr!“ Die Schwestern staunten alle und sprachen: „Abba, leide nicht solche Schmach; denn albern ist diese, welche du siehst.“ Der heilige Pyoterius erwiederte allen: „Ihr seid albern; denn sie ist meine und Eure Ammas (so nennen sie nämlich geistliche Mütter). Und ich bitte Gott, daß ich am Tage des Gerichts ihrer würdig gefunden werden möge.“ Darauf fielen alle ihr zu Füßen und alle gestanden ihre an ihr begangenen Sünden. Die eine hatte beim Spülen der Schüsseln sie mit dem schmutzigen Wasser begossen, die andere ihr häufig Ohrfeigen gegeben, eine dritte klagte sich an, daß sie ihr die Nase mit Senf angefüllt habe; die übrigen auch gedachten verschiedener Vergehen gegen sie. Der Heilige entfernte sich, nachdem er für alle diese Gott angefleht hatte. Wenige Tage nachher begab sie sich heimlich aus dem Kloster, da sie solchen Ruhm nicht ertragen konnte, sich nicht auf solche Weise geehrt sehn wollte und sich durch die Entschuldigungen aller einzelnen belästigt glaubte. Wohin sie gegangen, an welchen Ort sie sich begeben, oder wie sie geendet, hat man nie erfahren können.“

Diese Geschichte wird ganz so auch in der dem Palladius zugeschriebenen an Lausus gerichteten Schrift berichtet, deren lateinische

Ueberſetzung (historia Lausiaca) als achtes Buch der Vitae patrum gezählt wird; die Urſchrift iſt von de Meurs (Meurſius) herausgegeben. Dort heißt der Heilige Pitirium, griechiſch *Πιτηρούν*. Die Scala caeli (im vorletzten Kapitel de virginitate) gibt die Legende nach derſelben Quelle. Der dort angeführte Heraklides iſt das unter deſſen Namen gehende Buch Paradisus, das mit der historia Lausiaca ganz übereinſtimmt. Doch wird der Name des Heiligen dort ebenſowenig als das Kloſter genannt, und der Engel gibt den Lappen (pannum fractum) um den Kopf dem Heiligen als Zeichen an. Herder hat auch dieſe Legende durch Weglaſſung einzelner der Würde des Ganzen widerſtreitenden Züge wie durch knappe, abgerundete Faſſung bedeutend gehoben. Den Namen der Jungfrau finden wir in der Legende nicht, und Herder würde beſſer gethan haben, auch hierin ſeiner Quelle zu folgen; ſonderbar genug hat er aus der Angabe des Wohnortes des Heiligen in loco Porphyrite, in Porphyrite, *ἐν Πορφυρίτῃ τόπῳ* (einem vom Reichthum an Porphyr benannten Orte) ihr den Namen Porphyrite beigelegt. In der zu Grunde liegenden Erzählung iſt es ein offenbarer Mangel, daß der Krone, auf welche der Engel dem Heiligen hingedeutet, ſpäter nicht mehr gedacht wird. Herder faßt die Krone im Munde des Engels als bildlichen Ausdruck, und ſein Pyoterius erkennt in der Selbſtvergeſſenheit, Liebe und Unſchuld, die aus ihrem Antlitz leuchten, die Krone Gottes. Die Strahlen, welche darauf um ihre Binde erglänzen, verkünden ihren Mitſchweſtern und der Mutter, daß Gott ſie auserwählt habe. Die Selbſtanklage der letztern iſt viel würdiger als die Erwähnung einzelner höchſt anſtößiger Beſchimpfungen der Schweſtern. Daß Porphyrite ſogleich entweicht, iſt eine glückliche Aenderung und der ganze Schluß, welcher den Gegenſatz der unfruchtbaren, ſich ſtolz überhebenden Weisheit zu dem

selbstvergessenen, alle Verachtung und allen Hohn der Welt liebevoll erduldenden Wirken für andere hervorhebt, ein treffend abschließender, den eigentlichen Gehalt hervorhebender Zusatz. Aehnliche Sagen hat Simrock in der Schrift der gute Gerhard und die dankbaren Todten S. 17 ff. zusammengestellt. Als unfruchtbare Spekulation nennt der Dichter das Nachdenken über Thabors Glanz und alle Seraphsflügel. Schon Hieronymus, Cyrillus u. a. bezeichnen den Berg Thabor irrig als den Berg, auf welchem die Verklärung Christi stattgefunden, woher er auch den Namen des heiligen Berges führt. Ueber die Art der Verklärung des Herrn wurden schon sehr frühe unfruchtbare Streitigkeiten geführt; eine Sekte, die sich besonders damit abgab, führte den Namen der Thaboriten. Eigenthümlich ist, daß Herder die Krone hier als Tracht aller Nonnen annimmt, während nur Porphyrite mit einer einfachen Binde sich begnügt; geschichtlich ist dies nicht begründet.

6. Die Pilgerin.

Das Leben der heiligen Paula, welches Hieronymus, der sie selbst gekannt hatte, ihrer Tochter Eustochium widmete (es ist der 27. Brief), fand Herder im ersten Buche der Vitae patrum abgedruckt. Er nahm daraus — die kürzere Fassung in der Aurea legenda hat er ebensowenig als das Leben der Heiligen benutzt — nur die Hauptzüge, welche sie als ein Musterbild christlicher Tugend, christlichen Glaubens, christlicher Liebe und unermüdlicher Wohlthätigkeit bezeichnen, indem er alles wegläßt, was Hieronymus von ihrer übermäßigen Abtödtung erzählt, da er diese Ausartung christlicher Aszetik nicht feiern mochte. Die

Ueberschrift der Legende die Pilgerin deutet darauf, daß sie Roms Herrlichkeit verließ, um die durch Christus und die christlichen Blutzeugen, ja auch durch die alttestamentlichen Altväter geheiligten Stätten und das im Morgenland reicher entfaltete christliche Leben, namentlich das dortige Mönchsthum, zu schauen, was freilich etwas stärker hervortreten sollte; daß er mit jener Ueberschrift das Leben als eine Pilgrimschaft bezeichnen wolle, ist durchaus nicht anzunehmen, wenn auch Hieronymus gerade im Anfange der Lebensbeschreibung berichtet, sie habe oft mit dem Psalmisten (119) geklagt: „Wehe mir, weil meine Pilgrimschaft verlängert worden ist, habe ich gewohnt mit den Bewohnern von Cedar; lange ist meine Seele gepilgert."

Nach Hieronymus stammte die Mutter der Paula von den Gracchen und Scipionen, während ihr Vater sein Geschlecht von Agamemnon herleitete. Ihr Gatte rühmte sich der Abkunft von Aeneas und den Juliern, woher denn auch ihre Tochter Eustochium (Wohltreffend) Julia hieß, wie ihr eigener Name Paula auf den berühmten Aemilius Paulus als Ahnen sich bezieht. Ihre Geburt fällt in das Jahr 347, sie starb im Januar 404; ihre letzten zwanzig Jahre verlebte sie in Betlehem. Schon fünf Jahre war sie Christin, ehe sie ihre Wanderschaft antrat. Nach dem Tode ihres Gatten, dem sie vier Töchter und zuletzt einen Sohn gebar, verwandte sie ihr Vermögen auf die Unterstützung der Armen, von denen sie keinen unbeschenkt entließ. Als im Jahre 382 die Bischöfe des Morgenlandes und des Abendlandes in Rom zusammenkamen, stand sie mit den Bischöfen Epiphanius von Salamis auf Cypern, der in ihrem Hause wohnte, und Paulinus von Antiochia in innigster Verbindung. Der Wunsch, die frommen Einsiedler des Morgenlandes zu besuchen, erwachte in ihrem Herzen, und als die Bischöfe im Beginne des Frühjahrs nach

ihren Bisthümern zurückgingen, schiffte sie sich mit ihnen ein. Herder hat mit Recht den Zug, daß sie ihre Kinder, auch ihren noch ganz kleinen Sohn Toxotius, zurückließ und die Liebe zu den Kindern der Liebe zu Gott nachsetzte, ganz weggelassen, da ihm eine solche Vernachlässigung der Mutterpflicht anstößig sein mußte; er gedenkt nur der Eustochium, die sie auf ihrer Pilgerschaft begleitete. Manche Römer läßt er ihr von dem Entschlusse, Rom zu verlassen, abrathen, um die Stärke und die Absicht ihres Entschlusses ins Licht zu setzen. Von dem verdorbenen Babel trieb es sie weg, wo sie nicht eine andere Mutter der Gracchen sein konnte; ihr ganzer Sinn hing an Christus und seiner Kirche. Hieronymus beschreibt ausführlich die Reise. Sie besuchte zunächst die Insel Pontia bei Latium, wo unter Domitian Flavia Domitilla und andere Bekenner Christi in der Verbannung lebten. Daher nahm Herder die Angabe, sie habe die Verbannten besucht, wobei er nicht an verbannte Christen dachte, da diese nicht mehr verfolgt wurden, sondern sie erschien allen Verbannten als Trösterin. Manche Inseln, besonders von den Kykladen, waren Verbannungsorte. Vorab folgte sie dem Epiphanius nach Cypern, wo sie zehn Tage blieb und in allen Klöstern das Andenken an ihre fromme Wohlthätigkeit zurückließ. Von da begleitete sie den Bischof Paulinus nach Antiochia. Auf ihrer Reise durch Coelesyrien und Phönizien besuchte sie alle in der heiligen Geschichte denkwürdigen Orte. In Jerusalem, wo der Prokonsul ihr einen ehrenvollen Empfang bereiten wollte, bezog sie eine niedrige Zelle. Hier besuchte sie die von der Kaiserin Helena erbaute Kirche des heiligen Grabes, wo sie auf dem Ort der Schädelstätte (Golgatha), da wo das Kreuz aufgerichtet gewesen und dessen Höhle noch mit einer Inschrift bezeichnet ist, sich niederwarf und in der Grabhöhle den Stein, den der Engel einst vom Grabe gewälzt, und den

Sarkophag, worin der Herr geruht, mit ihren Küssen und bittern Thränen bedeckte. Dann bestieg sie den Berg Sion, wo sie in der Kirche die Säule sah, woran der Herr gegeißelt worden. Herder übergeht hier den Besuch von Bethlehem und den übrigen aus den heiligen Schriften ihr denkwürdigen Orte. Auch der Reise nach Aegypten und Nubien, wo sie mit größter Erbauung lange Zeit unter den heiligen Einsiedlern verlebte, gedenkt er nur kurz, hebt aber hierbei die Wohlthätigkeit hervor, welche sie auch auf der ganzen Reise geübt. „Gleich darauf ging sie nach Bethlehem zurück, wo sie immer zu bleiben gedachte", berichtet Hieronymus; „drei Jahre lang brachte sie hier in einer engen Wohnung zu, bis sie Zellen und Klöster und Wohnungen für Pilgrime erbaute neben dem Wege, wo Maria und Joseph kein Unterkommen fanden." Paula stiftete vier Klöster. Hieronymus hebt hierauf ihre Tugenden hervor, ihre Demuth, ihre Keuschheit, ihre Mildthätigkeit, die so weit ging, daß sie nach ihrem Tode ihrer Tochter nichts hinterließ, ihre Abtödtung, wobei manches, was Herder als Ueberspannung zur Seite lassen mußte. Dann wendet er sich zur Einrichtung ihrer Klöster, von denen sie bloß die Nonnenklöster beaufsichtigte. Herder konnte hiervon fast nur den Zug benutzen, daß die Nonnen auch zur Arbeit angehalten wurden und für sich oder andere Kleider machten, was er treffend bei seiner Schilderung ihres werkthätigen Klosterlebens verwandte, wogegen ihm die strenge Abtödtung, das Singen der Psalmen (fünfmal am Tage, selbst auch in der Mitternacht) und das Auswendiglernen aus den heiligen Schriften nicht passend schienen. Daß sie noch Hebräisch lernte, hätte Herder wenigstens in der Note bemerken können. Auffallend ist, daß dieser ihrer Stiftung von Klöstern gar nicht gedenkt, obgleich seine ganze Schilderung von den Worten an „Und fortan" sich doch lediglich auf ihr Wirken im Kloster bezieht.

Ausführlich schildert Hieronymus die liebevolle Pflege und den bittern Schmerz der Tochter, als Paula erkrankt war, wovon Herder nur den Zug nahm, daß sie am Bette der Mutter saß, als deren Ebenbild an Gemüth und Herz er sie bezeichnet. Als kurz vor ihrem Ende Hieronymus sie fragte, weshalb sie schweige, und nicht antworten wolle, ob sie irgendwo Schmerz empfinde, erwiderte sie in griechischer Sprache, sie leide nicht, sondern fühle alles ruhig und still. „Darauf verstummte sie und mit verschlossenen Augen, als ob sie das Irdische verachtete, wiederholte sie, bis sie ihren Geist ausgehaucht hatte, dieselben Verse (aus den Psalmen: „Herr, ich liebe den Glanz deines Hauses“ und: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr“), so daß man, was sie sagte, nicht verstehn konnte, und machte mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes auf die Lippen. Schon stockte der Athem und sie röchelte nur noch, aber ihre nach der Befreiung sich sehnende Seele verwandte auch das Geräusch, womit das menschliche Leben endet, zum Lobe Gottes. Die Bischöfe von Jerusalem und andern Städten waren zugegen, die Priester von geringerm Range und eine unzählige Menge von Leviten; das ganze Kloster hatten die Chöre von Mönchen und Nonnen erfüllt. Sofort als sie den Bräutigam rufen hörte (im Hohenliede 2, 10 f.): „Steh auf, komme Nächste, meine Schöne, meine Taube! Denn siehe, der Winter ist vergangen und dahin, der Regen ist weg“, erwiderte sie freudig (das. 2, 12): „Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, die Zeit des Schneidens ist gekommen“ (die ganze Stelle gibt Herder dem Chore; in der lutherischen Uebersetzung lautet dieselbe: „Stehe auf, mein Freund, meine Schöne, und komme her: denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist vorüber und dahin; die Blumen sind herfürkommen im Lande, der Lenz ist herbeikommen“) und (Psalm 26, 13): „Ich glaube, daß ich

sehn werde die Güte des Herrn im Lande des Lebendigen.“ Die letzten Worte hat Herder schön gewandt; die beiden auf den Gesang folgenden Verse sind sein Eigenthum, da Hieronymus unmittelbar darauf berichtet, wie man die Leiche in die Kirche der Maria de praesepio im Kloster des heiligen Kreuzes auf einer Höhe vor Bethlehem (S. 31) getragen. In dieser Kirche liegt sie auch nebst ihrer Tochter und Hieronymus begraben in einer Höhle nahe bei der Geburtshöhle des Heilandes. Aus allen Städten Palästinas strömte man zu ihrer Bestattung zusammen; kein Mönch, keine Nonne blieb in ihrer Zelle zurück, die Wittwen und Armen zeigten die von ihr geschenkten Kleider vor, alle Dürftigen jammerten, daß sie ihre Mutter und Ernährerin verloren. Die Psalmen wurden in hebräischer, griechischer, lateinischer und syrischer Sprache gesungen, nicht bloß die drei Tage lang, bis sie begraben war, sondern die ganze Woche. Ihre Tochter Eustochium konnte lange nicht von der Mutter weggerissen werden, mit welcher sie sich begraben lassen wollte. Auch diese Züge hat Herder glücklich gewendet, wie er dem Ganzen einen treffenden Abschluß gab. Hieronymus sagt im Anfang seiner Lebensbeschreibung: „Sie, die, wäre sie in Rom geblieben, niemand außerhalb Rom gekannt haben würde, wird jetzt, wo sie in Bethlehem ruht, von fremder, wie von römischer Erde bewundert.“ Als Heilige führt sie den Namen Paula Romana (aus Rom). Herder hat die lateinische Bezeichnung beibehalten.

Die Einleitungsverse heben hervor, daß die Zeit des Heidenthums vorüber, daß das alte Römerthum längst untergegangen war, als Paula sich mit vollster Entschiedenheit dem Christenthum, als dem Genius der neu erstandenen Zeit, zugewandt hatte. Am Anfange nennt Herder mehrere auf den Untergang des Römerthums deutende Zeichen. Die eherne Löwin mit den beiden Kindern

(Liv. X, 23) befand sich auf dem Kapitol. Unter den Tafeln sind Gesetztafeln gemeint. Die Umkehr der Sonne wird beim Greuel des Atreus erwähnt. Unter den Anzeichen findet sich, daß ein Stier geboren habe (Liv. XXIII, 31). Eines schrecklichen Geräusches im Tempel der Juno Sospita gedenkt Livius (XXIX, 14. XXXI, 12). Später dichtete man, zur Zeit der Geburt Christi sei der Tempel des Friedens zu Rom eingestürzt. Das Fliehen der Götter ist eine Zuthat Herders. Nach der etruskischen Weissagung sollte Rom zwölf Säkeln bestehen; das Ende derselben setzte man um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol stand noch, aber ward schon zum christlichen Dienst verwandt, die Altäre waren weggebracht. Die „neue Noth" deutet auf die Gefahren des Reiches, denen die alten Götter nicht mehr abhelfen können. Der Schluß der Einleitung wendet sich an die Römer, welche des „frommen Wahnes" spotten, daß eine vornehme Matrone als Pilgerin in die Weite ziehen will. Daß die Legende mit drei Abschnitten von je sieben Versen beginnt, dürfte rein zufällig sein.

---

7. Der Palmbaum.

Herder benutzte hier die Erzählung des heiligen Paphnutius im ersten Buche der Vitae patrum, der das Leben in der Einöde als ein hohes Muster heiligster Aufopferung hinstellt, wogegen der deutsche Dichter dasselbe als eine Verirrung verwirft, da der Mensch mit und für Menschen wirken müsse. Paphnutius erzählt, wie es ihn einmal in die Wüste getrieben habe, um die dort dem Herrn dienenden frommen Mönche aufzusuchen. Vier Tage sei er in der Wüste vorgedrungen, als ihm die wenigen Lebensmittel ausge-

gangen und er ganz erschöpft hingesunken; durch göttliche Hülfe habe er sich wieder aufgemacht, sei aber am vierten Tage, da er keine Speise zu sich genommen, leblos hingestürzt. Ein wunderbarer Mann habe ihn, indem er bald seine Hände bald seine Lippen berührt, wiederhergestellt. Nach siebzehn Tagen habe er in der Nähe einen wie ein Thier ganz von Haaren bedeckten, bloß mit einem Gürtel von Blättern und Pflanzen bekleideten Mann gesehen, vor dem er auf einen nahen Berg geflohen, doch habe dessen freundlicher Zuruf ihn endlich bestimmt, sich ihm zu nähern. Als er sich vor ihm niedergeworfen, habe jener ihn gebeten, sich zu erheben; er wisse, daß er ein Diener Gottes und ein Freund der Heiligen sei, Paphnutius mit Namen. Dringend aufgefordert, erzählt nun der Wüstenheilige seine Geschichte. Er heiße Onuphrius; siebzig mühevolle Jahre habe er hier zugebracht, wo er nur wilde Thiere gesehen. Aus dem Kloster Hermopolis in der Provinz Thebais sei er geflohen, da ihn das unendliche Verdienst des einsamen Wüstenlebens unwiderstehlich gereizt habe. Die frommen Väter hätten so häufig das Leben des Elias gerühmt, der durch Abtödtung und Gebet es erlangt habe, daß er auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren und noch nicht den Tod erlitten habe. Auf seine Frage, warum sie denn dieses Beispiel nicht befolgten, vernahm er, das Wüstenleben sei ein übermäßig beschwerliches, obgleich sie auch des großen beständigen Beistandes gedachten, welchen die Engel in der Wüste solchen Büßern leisteten. Gereizt durch das hohe Verdienst und den herrlichen Lohn eines solchen Lebens, floh Onuphrius in stiller Nacht mit einem kleinen Brod und wenigen Hülsenfrüchten nach der Wüste. Hier erschien ihm ein glänzendes Licht, welches ihn in solche Furcht versetzte, daß er schon an die Rückkehr dachte, als eine herrliche Gestalt aus ihm hervortrat. „Fürchte dich nicht!“ sprach sie. „Ich bin Got-

tes Engel, den bei deiner Geburt die göttliche Vorsehung zu deinem Schutze bestimmt hat, daß ich auf Gottes Befehl bei dir bleibe und dich in dieser Wüste begleite. Sei vollkommen, wandle demüthig vor dem Herrn, arbeite freudig, halte dein Herz wohl verwahrt, lebe ohne Klage, verharre im guten Werke! Ich werde dich nicht verlassen, bis ich deine Seele der höchsten Majestät gebracht habe." Auf dem Wege, worauf ihn der Engel begleitete, fand er in einer Höhle einen Einsiedler, der ihn mit herzlichster Liebe aufnahm und ihn in das Einsiedlerleben einweihte. Mit ihm ging er weiter in die Wüste, und am fünften Tage kamen sie an eine Hütte, in deren Nähe Palmen waren. Da sprach der Mann Gottes: „Siehe, diesen Ort hat dir Gott zur Wohnstätte bestimmt." Dreißig Tage lebte er hier noch mit Onuphrius, den er eindringlich mahnte, Gottes Willen immerfort zu üben. Dann entfernte er sich, um nach seiner eigenen Höhle zurückzukehren, doch jedes Jahr besuchte er ihn einmal. Einst, als er außer der Zeit kam, fiel er, nachdem er den Onuphrius begrüßt, todt zur Erde. Den Leichnam begrub dieser mit vielen Thränen neben seiner Hütte. Auf weiteres Befragen des Paphnutius schilderte Onuphrius die Mühseligkeiten des Einsiedlerlebens. Den Brand der Sonne, Thau und Reif, Hunger und Durst und viele Qualen habe er erduldet, aber der Herr habe sich seiner hülfreich angenommen. „Der heilige Engel brachte mir täglich so viel Brod und Wasser, als zu meiner Erhaltung hinreichte. Palmen waren hier, welche zwölfmal im Jahre Datteln brachten, die ich täglich sammelte, und mit Blättern von Kräutern vermischt als Brod speiste." Weiter vernahm Paphnutius, daß Engel an jedem Sonntage den Einsiedlern den heiligen Leib und das Blut Christi darreichen, und, so oft sie Verlangen empfinden, einen Menschen zu sehn, sie auf einen Augenblick in den Himmel entrücken, wo sie

die Engel und alle Seligen in der ewigen Herrlichkeit sehen. Onuphrius führte dann den Paphnutius an seine mit Bäumen umgebene Hütte. In der griechischen Urschrift wird nur ein Palmbaum erwähnt. Die in den Vitae patrum abgedruckte lateinische Uebersetzung gedenkt der Hütte nicht, sondern spricht nur von dem Orte, den sie Kalidiomea nennt, was auf einem Verderbniß der zu Grunde liegenden Handschrift beruht. Dort beteten sie und hielten, an der Erde sitzend, erbauliche Gespräche. Am Abend fanden sie Brod mit Wasser; Paphnutius drang in den Onuphrius, daß er sich des Mahles nicht ganz enthalte. Die Nacht verbrachten sie meist schlaflos, indem sie Gott priesen. Als am Morgen Paphnutius den heiligen Mann ganz erblaßt sah, erwiderte dieser auf die Frage, was ihm begegnet sei: „Erschrick nicht, Bruder Paphnutius! Der allmächtige Gott hat dich gerades Wegs in diese Wüste geführt, damit du mich ehrenvoll begrabest und meinen Körper der Erde übergebest. In dieser Stunde wird meine Seele von den Banden des Körpers befreit und zu ihrem Schöpfer ins Himmelreich geführt! Geliebtester Bruder (ich weiß ja dein Verlangen), kommst Du nach Aegypten, so gedenke mein vor deinen Brüdern und allen Christgläubigen.“ Daran schließt sich die weitläufige Ausführung, wie man durch ihn von Gott die Gnade erhalte, von jeder Versuchung des Teufels und von dem Bande menschlicher Neigung zum Bösen befreit zu sein. Der Wunsch des Paphnutius, an derselben Stelle sein Leben zu beschließen, muß Onuphrius zurückweisen; Gott habe ihn bloß dazu hierher geführt, daß er ihn bestatte und der Welt mittheile, was er in der Wüste gesehen. „Nach Aegypten gehe, dort bleibe bis zu deinem Lebensende, thue gute Werke und du wirst die Krone ewigen Ruhmes erlangen.“ Paphnutius wirft sich vor ihm nieder und bittet ihn um seinen Segen. Onuphrius segnet ihn, erhebt sich,

fleht weinend zu Gott, beugt die Kniee und spricht: „In deine Hände, Gott, befehle ich meinen Geist.“ Bei diesen Worten umgibt ein glänzendes Licht seinen Körper, und im Glanz dieses Lichtes scheidet die Seele, welche Engelchöre zum Himmel geleiten. Mit Thränen und Seufzern beklagt Paphnutius die Trennung von dem Heimgegangenen. Er zerreißt sein Gewand, in dessen einen Theil er sich hüllt; in den andern legt er die Leiche und begräbt sie in dem in den Felsen gehauenen Grabe. Als er die Hütte betreten will, fällt diese ein und die Palmbäume stürzen ausgerissen nieder, worauf Paphnutius, da er den Willen des Herrn erkannte, sich nach Aegypten zurückbegab. Man setzt den Tod des Onuphrius in das Jahr 370. Dem wesentlichen Inhalte nach ist die Legende auch in das Leben der Heiligen übergegangen.

Herder hat die Legende mit glücklicher Benutzung der entsprechenden Züge treffend zu seinem der ursprünglichen Bedeutung ganz entgegengesetzten Zwecke umgestaltet. Der Engel errettet auf Gottes Befehl den Onuphrius vom Hungertode und läßt ihn siebzig Jahre hier leben, damit er dem Herrn diene und inne werde, wie thöricht es gewesen, von den Menschen zu fliehen. „Menschen sind geschaffen für die Menschen“, ist des Greises letztes Wort, und auch Paphnutius, dessen Namen Herder erst zuletzt nennt, empfindet dasselbe sehr tief, als der Sturm auch bei der Bestattung noch fürchterlich heult, wie wenn er ihn wegtreiben wollte. Die Engel versprechen der zum Himmel von ihnen geleiteten Seele dort die Freude, welche er auf Erden „durch eigene Schuld“ verscherzt. Die Einleitung ist gar nicht glücklich, da sie nur durch einen unvermittelten Sprung auf den durch Gott in der Wüste wunderbar gebotenen Palmbaum übergeht. Eben so wenig berechtigt ist der Dank an den Onuphrius dafür, daß Tasso

in seinem Kloster zu Rom in den letzten Tagen seines vielbewegten Lebens Aufnahme fand; die Luft an diesem hochgelegenen Orte gilt für die reinste in Rom, und deshalb hatte Tasso sich dorthin begeben, aber er fühlte wohl, daß er hier sterben werde. Sein Mißtrauen gegen die Menschen war längst geschwunden, wenn er auch freilich meinte, die Undankbarkeit der Welt habe den Sieg über ihn davon getragen, und er trüber Schwermuth verfallen war. An den Heiligen dachte Tasso nicht, und nur höchst uneigentlich kann das Kloster San Onofrio die Palme desselben genannt werden. Ein anderer Vergleichungspunkt zwischen Tasso und dem Heiligen hätte sich wohl leicht ergeben; besser aber wäre jede Beziehung auf Tasso unterblieben, der ganze Schluß sammt der Einleitung weggeblieben.

---

8. Das Bild der Andacht.

Unsere Legende scheint eine freie Dichtung Herders. Unter den vielen Männern des Namen Sophronius (Besonnen) ist keiner, so viel ich weiß, von dem etwas Aehnliches erzählt wird. Nahe kommt die Sage von einem Bilde der schmerzhaften Mutter zu Rom, welche den Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf den Knien hält. Da es dem Maler nicht gelingen wollte, die Trauer ihres Antlitzes so darzustellen, daß ihre Tugenden darin nicht verdeckt wären, so bat er die Schmerzensmutter um ihren Beistand. Diese erschien ihm mit dem Blicke, den sie in jenem schrecklichen Augenblick gehabt, und blieb so lange, bis der Maler die Umrisse mit einer Kohle aufs Papier gebracht, Sonst stehen Engel wohl einem Maler bei oder vollenden das von ihm begonnene Gemälde. Von dem berühmten Maler Fra Giovanni da Fiesole,

einem Dominikaner in Florenz († 1454), erzählt man, er habe, ehe er gemalt, immer gebetet, und das Antlitz der heiligen Jungfrau auf den Knien liegend gemalt. Herder stellt in unserer Legende den Gedanken dar, daß ein wahres Kunstwerk nur demjenigen gelinge, der aus tief ergriffener, das Ideal in aller Reinheit lebhaft erfassender Seele schafft. Das, was des Sophronius von ächt christlicher Andacht erfüllter Seele erschienen, stellte er in dem Bilde aus sich heraus, es war nicht etwas Gemachtes, aus griechischen Götteridealen (Athene, Artemis, Aphrodite) Zusammengelesenes, sondern der lebendige Ausdruck eines innerlich Geschauten. Ganz im ächten Legendensinne läßt Herder das Bild durch einen Engel begrüßen und das Gelingen desselben dem Künstler gegenüber anerkennen. Auch die Beziehung auf Raphael, dessen Darstellung der Madonna das dem Künstler vorschwebende Ideal in dem Anschauenden weckt, ist höchst glücklich. Die heilige Idee wird der Dürftigkeit an Erdenschöne entgegengesetzt. Die sinnliche Schönheit ist nicht im Stande, ein solches Ideal zu bieten, sie ist zu arm dazu; nur der Geist des Künstlers kann ein solches Ideal erschaffen. A. W. Schlegel ward durch unsere Legende zu dem auf sehr später Sage beruhenden Gedichte der heilige Lucas veranlaßt, das ein Jahr nach derselben (1798) im Athenäum erschien.

---

9. Der himmlische Garten.

Noch mehr als die vorige beruht diese Legende wohl auf Herders Erfindung. Eine Maximina weiß ich gar nicht nachzuweisen. Die Lilie erscheint wohl als Sinnbild des Geistes und des unsterblichen Lebens; auch kommt eine weiße Rose als An-

zeichen des nahen Todes vor; dagegen kann ich die Vorstellung von den Lebensblumen und vom Lebensgarten nicht belegen. Herder wollte nur die Lehre aussprechen, daß man sich nicht vor der Zeit nach dem Jenseits sehnen dürfe, sondern auch selbst unter Mißgeschick das Leben geduldig ertragen und möglichst zu wirken suchen müsse. Die Kinder dürfen nicht den Eltern nachtrauern, sondern müssen den Zeitpunkt erwarten, der sie mit ihnen wieder vereinigen wird. Der Maximina wird dies durch einen schönen Traum angedeutet, worin sie ihren Vater sieht, der jenseits über ihr Leben mit der Mutter wacht, und sie zu gefaßtem Ausharren mahnt. Die Vorstellung ist eine eigenthümliche Wendung der Lehre vom Schutzengel. Nach einer verbreiteten Auffassung ist der Erzengel Michael der Vorsteher des Paradieses, der die Seelen der Gestorbenen dem Herrn vorstellt und auch den Sterbenden ihren Tod kurz vorher anzeigt. Der Prior Cäsarius von Heisterbach, der vor 1240 starb, erzählt im achten Buche seines Gespräches über Wundergeschichten (45) von einer Nonne, die von solcher Vollkommenheit gewesen, daß sie nach dem Tode sich gesehnt. Der Erzengel führt ihre Seele einmal in das Paradies, wo sie diesen vor einem Altar stehn sieht, der sich ihr als Hüter des Paradieses zu erkennen gibt, ihr mittheilt, daß er die Seelen aller Frommen Gott vorstelle; auch verkündet er ihren Tod auf Ostern. Fast sollte man glauben, eine ähnliche Geschichte habe Herder vorgeschwebt; den Cäsarius kannte Herder wohl nicht.

---

10. Das Paradies in der Wüste.

Des Hieronymus Leben des heiligen Hilarion findet sich im ersten Buche der Vitae patrum. Hilarion wurde von heidnischen Eltern

um das Jahr 290 in einem bei Gaza gelegenen Orte geboren. In Alexandria, wohin seine Eltern ihn sandten, ergriff ihn der Glaube an Christus. Der hohe Ruf, welcher den Einsiedler Antonius in ganz Aegypten feierte, trieb den fünfzehnjährigen Jüngling zu ihm in die Wüste. Dort blieb er zwei Monate, kehrte dann, im Gefühle, daß er nicht würdig sei, bei dem Heiligen zu bleiben, zu dem man von allen Seiten strömte, mit einigen Mönchen nach seiner Heimat zurück. Da seine Eltern unterdessen gestorben waren, gab er den einen Theil seines Vermögens seinen Brüdern, den andern den Armen, und zog sich in die Wüste, bei Majuma zurück, ohne sich vor den Räubern zu fürchten, welche die Umgegend beunruhigten. Unter strengster Abtödtung lebte er hier vier Jahre unter einem Zelte von Binsen und Riethgras; dann erst baute er sich eine fünf Fuß hohe, vier breite und etwa sechs lange Hütte. Der Ruf seiner Heiligkeit und seiner Wunder verbreitete sich nicht bloß in Palästina und den benachbarten Städten Syriens und Aegyptens, sondern auch nach fernen Landen. Der Einsiedler Antonius trat mit ihm in Briefwechsel und verwies diejenigen, welche aus Syrien kamen, um seine Hülfe zu erflehn, an seinen „Sohn“ Hilarion, dessen Beispiel die Gründung unzähliger Klöster, welche ihn als ihren gemeinsamen Vater betrachteten, durch ganz Palästina veranlaßte. In seinem dreiundsechzigsten Jahre traf ihn der Gedanke tief schmerzlich, daß er ein großes Kloster habe und viele Mönche bei ihm wohnten, er auch immerfort von solchen angegangen ward, die Hülfe bei ihm suchten. Befragt, weshalb er sich so sehr gräme, erwiderte er: „Zur Welt bin ich zurückgekehrt, und ich empfange meinen Lohn in der Welt. Sehet, ganz Palästina und die benachbarten Provinzen schätzen mich hoch, und unter dem Vorwande eines Klosters zur Besorgung der Brüder habe ich Landhaus und Hausrath.“ Zwei Jahre hatte

er deshalb in Trauer verlebt, als eine vornehme Dame auf ihrer Reise zum heiligen Antonius bei ihm vorsprach. „Gerne wollte auch ich zu ihm“, sprach er, als er dieses vernahm, „hielte mich nicht das Kloster gefesselt und wäre nicht der Gang vergeblich; denn seit zwei Tagen hat die ganze Welt einen solchen Vater verloren.“ Jene glaubte dem Worte und ließ von der Reise ab. Wenige Tage später kam die Nachricht vom Tode des Antonius. Nach einiger Zeit verließ er, da man vergebens ihn zurückzuhalten suchte, sein Kloster. Vierzig Mönche nahm er mit sich. Es trieb ihn zur Thebaide, um an der Stelle, wo Antonius gelebt, dessen Todestag zu feiern. Er nahm seinen Weg über Pelusium, Thebatum, Babylon und Aphrodite. Von letzterm Orte kam er in drei Tagen durch eine große und schreckliche Einöde endlich zu einem sehr hohen Berge, wo sie zwei Mönche, Isaak und Pelusianus, fanden, von denen der erstere des Antonius Dolmetscher gewesen. Es war ein felsiger hoher Berg, von etwa tausend Schritten, an dessen Fuß Wasser entsprang, wovon ein Theil vom Sande verschlungen ward, der andere zur Ebene gelangte und allmählich einen Bach bildete, über welchem an beiden Ufern unzählige Palmbäume standen, die dem Orte viel Annehmlichkeit und Vortheil brachten. Hier sah man den Greis mit den Schülern des seligen Antonius hin und her eilen. „Hier pflegte er zu singen“, sagten sie, „hier zu beten, hier zu arbeiten, hier, wenn er müde war, zu ruhen. Diese Weinstöcke, diese Bäume hat er gepflanzt, dieses Gartenbeet mit eigenen Händen angelegt. Diesen Teich hat er mit vielem Schweiß gegraben, um den Garten zu bewässern; diese Hacke hat er viele Jahre gebraucht.“ Er lag auf seiner Schlafstätte und küßte sein Lager, als ob es noch warm wäre; die Zelle war nicht größer, als daß ein Mensch sich hinstrecken konnte. Außerdem waren auf dem höchsten Gipfel des

Berges, wozu man nur mit äußerster Anstrengung sich hinaufwinden konnte, zwei gleiche Zellen, wohin er sich zurückzuziehen pflegte, wenn er die zu ihm strömende Menge und die Gesellschaft seiner Schüler meiden wollte; sie waren in den Felsen gehauen und hatten nur Thüren erhalten. Als sie zum Garten kamen, sagte Isaak: „Seht ihr dieses mit Bäumen bepflanzte, von Kohl grünende Obstfeld? Als vor ungefähr drei Jahren eine Herde Waldesel dieses verwüstete, hieß er einen von den Führern derselben stille stehn, und sprach, indem er mit einem Stocke ihm den Leib schlug: „Warum freßt ihr, was ihr nicht gesät habt?“ Und seit dieser Zeit berühren sie nur noch das Wasser, nicht mehr die Bäume und den Kohl. Darauf bat der Greis sie, daß sie ihm die Grabstätte zeigen möchten. Sie führten ihn zur Seite, aber man weiß nicht, ob sie ihm jene gezeigt; man sagt, der Grund, diese zu verbergen, sei die Furcht gewesen, Pergamius, ein sehr reicher Mann der Gegend, möchte seine Leiche wegführen und ihm ein Grabdenkmal errichten. Darauf kehrte Hilarion nach Aphrodite zurück, in dessen Nähe er in der Wüste in solcher Abtödtung und Einsamkeit lebte, daß er sagte, jetzt erst habe er angefangen, Christus zu dienen. Von dort begibt er sich, um dem ihn verfolgenden Ruhm zu entgehn, nach der Wüste Oasis, und ein Jahr später, da er auch hier die gewünschte Einsamkeit nicht findet, nach Sizilien, dann nach Dalmatien und zuletzt zur Insel Cypern. Hier verweilte er zwei Jahre in der Nähe der Stadt Paphos; da aber auch sein dortiger Aufenthalt bald verrathen wurde, begab er sich in eine rauhe Felsengegend in der Nähe des Meeres, wohin man nur gelangen konnte, wenn man auf Händen und Füßen kroch. Hier fand er eine von einigen Bäumen besetzte, auch von einer Felsenquelle bewässerte Gegend, mit einem sehr angenehmen Garten und Obstfeldern, deren Früchte er aber nie

genoß. In der Nähe waren die Trümmer eines sehr alten Tempels, worin die Dämonen ihr Wesen trieben; es gereichte ihm zur Freude, daß er seine Widersacher so in der Nähe hatte. Hier lebte er fünf Jahre. Auf seinen Befehl wurde seine Leiche, sobald er gestorben war, in dem Garten verscharrt. Sein Schüler Hesychius brachte sie nach zehn Monaten insgeheim von hier nach dem alten Kloster zu Majuma; die Kleider waren noch ganz unversehrt und der Leichnam duftete, als ob er gesalbt wäre. Im achtzigsten Jahre war er gestorben. Auf Cypern behauptet man, den Geist des Heiligen zu besitzen, da er hier in seinem geliebten Garten mehr Wunder thut als in dem Kloster, wo sein Körper ruht.

Wenn bei Hieronymus besonders die Verachtung des Ruhmes hervortritt, vor welchem Hilarion von einem Orte zum andern floh — in der kurzen Darstellung im Nachtrag zur aurea legenda (186) wird größtentheils nur seine Abtödtung erwähnt, — so wollte Herder im Gegensatz zum nutzlosen, der Menschheit zuwiderlaufenden harten Wüstenleben uns den heitern, einfachen Naturgenuß eines Gott anhängenden, seine Gaben ehrenden, in sich beruhigten Herzens schildern, worin er Hilarion seinem Vorbild Antonius nachstreben läßt. Die schönen idyllischen Züge der Erzählung des Hieronymus hat er auf das geschickteste benutzt und zu einem lieblichen Bilde ausgeführt, dagegen alles der finstern Aszese des strengen Mönchslebens Angehörende entfernt. Antonius und Hilarion leben neben Gott der schönen, von ihm zum Genusse verliehenen Natur; allen Lüsten und aller Eitelkeit der Welt haben sie freudig entsagt, in der sichern Ueberzeugung, so ihre Bestimmung am reinsten zu erfüllen. Hilarion war, wie Antonius, *streng*, indem er sich keine leidenschaftliche Ungebühr, keine Verletzung der göttlichen Ordnung und seiner Seelenreinheit gestattete, aber zugleich *milde*, da er mit kindlichem Sinne an

allem Guten und Schönen sich freute. Wir möchten dieser Legende vor allen herderschen den Preis zuerkennen. Sonderbarer Weise schließt sie mit einem unvollständigen Verse.

---

11. Die laute Klage.

Sehr glücklich hat der Dichter hier zwei Erzählungen aus dem dritten Buche der Vitae patrum (155—159) benutzt. [1]) Die erstere Erzählung lautet also: „Als ein Greis in der Einöde Sciti starb und die Brüder, die das Bett umgaben, nachdem sie ihn wie einen Gestorbenen zurecht gelegt hatten, seinen Tod beweinten, öffnete er seine Augen und lachte, und zum zweitenmal öffnete er die Augen und lachte, und ebenso zum drittenmale. Auf die Frage der Brüder, warum er lache, da sie weinten, erwiderte er: Zum erstenmal habe ich gelacht, weil ihr alle den Tod fürchtet, zum zweitenmal, weil ihr nicht bereit seid, zum drittenmal, weil ich von der Arbeit zur Ruhe gehe.“ Die andere erzählt von einem Johannes dem jüngern, der zwölf Jahre lang einem kranken Greise diente, ohne je ein freundliches Wort von ihm zu vernehmen. „Als dieser Greis am Sterben lag, hielt er, während die andern Greise um ihn saßen, dessen Hand, und sprach dreimal zu ihm: „Heil!“ und empfahl ihn den Greisen mit den Worten: „Dieser ist kein Mensch, sondern ein Engel, da er so viele Jahre mir in meiner Krankheit beigestanden, ohne ein gutes Wort von mir zu vernehmen.“ Herder setzt den tiefen Schmerz innig-

---

1) Die erstere findet sich auch im fünften Buche, wo am Schlusse noch die Worte stehen: „und ihr weinet. Als er dies gesagt hatte, schloß er sogleich die Augen und starb.“

ster Liebe der lauten Klage entgegen, welche nur dem allgemeinen menschlichen Schicksal gilt, das uns mit Furcht erfüllt, die dem wahrhaft Weisen nicht ziemt. Nur der Jüngling empfindet tief den Schmerz der Trennung von dem Vater, an dem sein Herz hing. Herodot berichtet (V, 4), daß die Trauser, ein thrakischer Stamm, ihre Todten mit Frohlocken begraben. Auch die Herrnhuter begehen den Tod als ein freudiges Ereigniß. Die Christen betrachteten den Tag des Heimgangs als wahren Geburtstag.

---

12. Die Ameise.

Die Legende ist wohl eine Erfindung Herders. Mehrere Heiligen führen den Namen Simplicius; aber von keinem derselben findet man etwas Aehnliches berichtet. Das Beispiel der Ameise, die sonst als Muster des Fleißes und der klugen Vorsorge genannt wird, ist hier auf ganz eigenthümliche Weise verwandt, um den Gedanken anzudeuten, daß jeder ins Leben gestellt sei, um für andere zu wirken, keiner in abgeschlossener Selbstigkeit sein Dasein müßig vergeuden dürfe. Im fünften Buche der Vitae patrum (20) wird eine Geschichte von einem Mönch erzählt, der sein Leben im Müßiggange hingebracht hatte und in einer schweren Krankheit durch ein Traumgesicht gewarnt wird, welches ihm ewige Verdammung droht. Zu den ersten Versen der Legende vgl. Matth. 6, 26. 28. Luk. 12, 24. 27. Eigenthümlich braucht Herder *ingemein*, gewöhnlich *insgesammt*, in der Bedeutung *fürs Gemeine*, *zum allgemeinen Besten*.

13. Die Fremdlinge.

Zu diesem Preise der Gesittung und Bildung in die fernsten und trübsten Länder verbreitenden schottischen Mönche und insbesondere der von St. Gallen ward Herder zunächst durch den ersten, zuerst 1786 erschienenen Band der Geschichte der Schweiz seines Freundes Johannes Müller veranlaßt, der, nachdem er das Wirken des Columbanus, Gallus, Mang und ihrer Nachfolger im alemannischen Helvetien geschildert hat, mit den Worten schließt: „Kein Land war wie die britischen Inseln, deren Einwohner von Lappland bis in die Lombardei kühn und standhaft alles durchzogen und (weil damals dieses das Löblichste schien) mit Missionen erfüllten; lang behielten die britischen Schriftsteller besondern Fleiß in der Mathematik und ungewöhnliche Freiheit; kaum irgendwo wurden die Alten länger verwahrt u. s. w.“ Herder benutzt auch die Sagen von andern früher aus Britanien nach der Schweiz gezogenen Verbreitern des Christenthums, wobei es nur auffällt, daß er auch der ganz jungen Sage erwähnt von einem in die Urzeit hinaufreichenden heiligen Beatus, den man zu einem vornehmen Briten gemacht. Er soll Suetonius geheißen haben, vom Apostel Barnabas getauft, im zweiten Jahre des Claudius vom Apostel Petrus in Rom geweiht und mit dem Diakon Achates nach Helvetien gesandt worden sei. Auf dem Batten- oder Beatenberge am thuner See zeigt man noch die Höhle des Heiligen, aus welcher die Sage den Drachen entfliehen läßt.[1]) König Lucius, ein britischer König, soll im Jahre 183 wegen seiner Aufnahme ins Christenthum an den Papst geschrieben haben und auf dem

1) Daß die ganze Sage ohne alle Gewähr sei, gesteben auch die Bollandisten unter dem 9. Mai.

Schlosse Martiola zu Chur am 3. Dezember gemartert worden sein. Müller gedenkt seiner I, 12 Note 332 mit der Bemerkung, es sei keine zuverlässige Nachricht von ihm übrig, doch möchte er einer der Edlen gewesen sein, die im sechsten und siebenten Jahrhundert zur Verbreitung des Christenthums über die Alpen gekommen. Auch Fridolin, der 514 starb, erscheint bei Müller I, 9 Note 184—186. Aus der Legende nahm Herder die Sage, Fridolin habe den Urso aus dem Grabe aufgerufen, um gegen dessen Bruder Landulph bei Gericht zu bezeugen, daß er ihm sein Besitzthum geschenkt. Othmar, der aus Deutschland nach Chur kam, ward Nachfolger von Gallus und Magnoald oder Magnus, Mang. Meinrad lebte als Einsiedler an dem Orte des spätern Klosters St. Einsiedeln. Notker machte sich im Kloster St. Gallen um die Wissenschaft ganz besonders verdient. Winfred ist Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Bei der Beschreibung der „tapfern Wildheit" der Alemannen schwebt zum Theil Müllers Schilderung ihrer Gesetze vor. Das Gesetzbuch der Alemannen, sagt er, spreche nur von ihren Waffen, von ihren Wisaten (großen wilden Ochsen), ihren Kühereien, ihren Rossen und Maren,[1]) ihren Bären, welche sie begierig gegessen, ihren zur Jagd gezähmten Hirschen, ihren Leithunden, ihren Schäferhunden, Hunden zur Bärenjagd, Hunden wider den Wolf u. a. Die Legende erzählt, daß man am Bodensee Bier dem Wodan geopfert. Müller bemerkt auch, daß Leibeigene die Hälfte des Ackers für sich, die Hälfte für den Herrn gebaut. Merkwürdig ist es, wie Herder von den frühesten briti-

---

1) Müller bemerkt hierzu, von dem alten Worten M a r e komme noch das gemeine M ä r e. Daher ist in den Worten Herders: „Von Bärenbraten, Auerochsenjagd und Weiberjagd und Mähr' und Hunden" zu schreiben Mär', so daß nach früher verbreitetem Gebrauche die Endung e n ausgefallen, wie unten Legende 18 „auf Bäum' und Sträuchen".

schen Mönchen in der Schweiz gleich zu den Benediktinern überspringt, die erst nach den hier übergangenen Stiftern in St. Gallen gewirkt. Darauf aber spricht er im allgemeinen von der segensreichen Wirksamkeit der frommen Mönche, die nicht allein den Erdboden zu einer annehmlichen, sichern und fruchtbaren Stätte umgeschaffen, sondern auch die wilden Menschenseelen gezähmt [1]), die Sitten gemildert, auf das ganze Leben den wohlthätigsten Einfluß geübt. [2]) Günther ist der König der Burgundionen, der mit seinem Volke zum Christenthum übertrat, nachdem ein alter Bischof, der zu ihnen gekommen, sieben Tage zu ihnen gesprochen. Müller bemerkt kurz vor Erwähnung dieser Bekehrung (I, 7) in einer Anmerkung (17), im Gesetzbuche der Burgundionen würden die Fürsten Gibich, Godemar und Giselar neben Gonthahar (Günther) genannt, doch sei es nicht klar, ob sie vor oder mit ihm regiert. Hiernach ist Herders eigene Anmerkung zu berichtigen. Die Bezeichnung Geißel Gottes ist von Attila hergenommen.

Nachdem der Dichter Fleiß, Verstand, Güte und Milde als die eine feste Ordnung der Dinge allein begründenden Mächte hervorgehoben, blutige Leidenschaft, niederdrückende und zerstörende Gewalt als verderblich und unwürdig bezeichnet, [3]) geht er wieder zu den Alemannen über, die ihm schon bei den letzten Bemerkungen vorschwebten, doch hält er sich bei den wilden Sitten und

---

1) Wie die Bezähmung des Urs, so ist auch die Befreiung mancher Gegend von einem Drachen bildlich zu fassen, und zwar nicht in dem Sinne, den Herder in der Abhandlung über die Legende S. 8 andeutet, sondern unter dem Drachen versteht er wilde, grausame Räuber.

2) Zur Erläuterung diene, was Herder in der genannten Abhandlung S. 13. sagt.

3) In den Worten „Rach' und Muth — Schwert" stehen die Sätze in der Form des Chiasmus, so daß die Gegensätze die Mitte bilden (a b b a).

Gesprächen derselben nicht lange auf.[1]) Die Muse singt nun die Legende in zwei Absätzen, und zwar mit Ausnahme des Schlusses in vierzeiligen Strophen. Herder folgt meist der Legende, wie sie von Columban Adomnam, von Gallus Walafrid Strabo, von Magnoald Theodor von Kempten beschrieben. Comogellus war der Abt des Klosters zu Bangor. Sie bauten in der Wüste des Wasgaus an einem zerstörten Orte das Kloster Lützel. Der Burgunderkönig, den Columban mahnte, dem Ehebruch zu entsagen, war Sigberts Enkel Dietrich. König Ditbert von Austrasien erlaubte ihnen, sich in Helvetien anzubauen. Zunächst gingen sie nach Tuggen an der Limmat; von dort vertrieben, weil sie an die heidnischen Tempel Feuer legen wollten, wandten sie sich, nachdem sie den Einwohnern geflucht, durch Berg und Wald ziehend, nach der Burg Arbon, wo sie den frommen Priester Willeram fanden, welchen Herder mit Absicht übergeht. Dann begaben sie sich nach Bregenz, wo sie eine Kapelle erbauten, aber die Verfolgungen des wilden Volkes veranlaßten den Columban, auch diesen Ort zu verlassen, um sich nach der Lombardei zu wenden, wo er das Kloster Bobbio stiftete.[2]) Gallus erkrankte und erklärte, indem er Columban zu Füßen fiel, er könne nicht mitreisen. Columban wurde darüber unwillig, indem er die Krankheit nur für einen Vorwand hielt, ließ ihm aber Magnoald und Dietrich zurück; nach Walafrid Strabo untersagte er ihm, bei seinen Lebzeiten Messe zu lesen, und vergab ihm erst kurz vor seinem

---

1) Statt zu sagen „Sind nicht die besten Sitten und Gespräche", hebt er zur Bezeichnung ihrer Gespräche einen neuen Satz an, von dessen Vollendung ihn aber der Drang abhält, endlich zu seiner Legende zu gelangen.

2) Wenn Herder sagt, noch lehre uns Columban in seinen Schriften, so denkt er an die Sprüche voll Einfalt und Würde, welche Müller aus seinen Schriften anführt. „Die Welt l e h r t e er so," schreibt er, „dem Kloster gab er ganz spartanische Regeln."

Tod. Herder läßt hier seine Muse einen neuen Aufschwung nehmen, um die Stiftung von St. Gallen, das eigentliche Ziel seiner Legende, zu besingen. Als Gallus wieder genesen war, begab er sich nach Arbon zum Priester Willeram, der ihn freundlichst aufnahm. Dort erkundigte er sich beim Diakonus Hildebold, der Jäger war, nach einer zur einsamen Bergwohnung passenden Gegend. Hier und im folgenden schöpfte Herder ganz aus seiner Quelle. Daß er böse Geister vertrieben, entnahm Herder gleichfalls der Legende, die aber von wilden Thieren nur den Bären nennt, dem er ein Brod gereicht und ihn beschworen, ihnen Holz zu bringen und es ins Feuer zu werfen, und in der Umgegend weder Menschen noch Vieh zu verletzen. Dieser Bär wird ihr treuester Diener. Sie bauten sich Zellen, legten einen Kohlgarten an, machten Jagd auf Wild und fingen Fische mit selbstbereiteten Netzen. Graf Talto, Kämmerer des königlichen Hofes, schenkte ihm die Gegend. Die Verwaltung des Hochstifts Constanz lehnte er ab. Am ganzen Bodensee und in Rhätien war er hochverehrt wegen seiner segensreichen Wirksamkeit, da er nicht allein die Gegend urbar machte, sondern allen Leidenden Trost und Hülfe brachte. Besonders liebte er den Diakonus Johannes in Chur, dem er nicht allein das Verständniß der heiligen Schrift öffnete, sondern ihn auch lehrte, sich redlich von der Arbeit seiner Hände zu nähren. Nachdem Gallus zu Arbon im 95. Jahre um 640 gestorben, folgte ihm Mang in seiner Zelle als Kirchenvorsteher. Fünfzig bis sechzig Jahre nach dem Tode des heiligen Gallus wurde das Kloster errichtet, worin der erste Abt Othmar eine Schule errichtete. Stifter der Bücherei (Bibliothek) waren nach Müller (I, 11) die Aebte Waldo, Gotzbert und Hartmuth, der Gründer der sogenannten frohen Schulen (des Studiums der sieben freien Künste) Abt Grimwald, „Vater der Armen“.

Als römische Schriftsteller, die hier abgeschrieben wurden, nennt Müller (I, 11) Cicero, Ammian, Quintilian, Valerius Flaccus, Asconius, Boethius, Marcianus Capella. Auch hat Herder die Anmerkung Müllers (I, 9 181) benutzt: „Solche Handschriften des Klosters wurden auf dem Titel durch die Worte unterschieden Scotice scripti, weil sie von den scotischen Mönchen oder nach ihren Exemplaren abgeschrieben worden waren; wir sahen sie.“ Neben den Bemühungen der schottischen Mönche um die Wissenschaft nennt Herder überhaupt die der Benediktiner. In Frankreich war es die im Jahre 1618 von Benard gegründete Kongegration vom heiligen Maurus, welche sich durch Pflege der Wissenschaft, besonders der Theologie, Geschichte und Diplomatik (bekannt sind die sogenannten mauriner Ausgaben der Kirchenschriftsteller), ausgezeichnet verdient machten; Männer, wie Mabillon, Montfaucon, Martène, Toustain, Tassin, Surius, gehörten ihnen an. Gerade, daß die schottischen Mönche nicht allein heldenmüthig das Christenthum verbreiteten, sondern auch als thätige Lehrer und Förderer reiner Menschheit auftraten, Gesittung und Bildung lehrten, und insbesondere zur Erhaltung der Alten und der in ihnen fließenden Quelle klarer Anschauung und frischen maßvollen Sinnes [1]) beigetragen, hebt der Dichter noch einmal am Schlusse hervor.

14. Christenfreude.

Bloß den letzten Theil unserer Legende fand Herder gegeben,

1) In den Briefen zur Beförderung der Humanität hatte Herder geäußert: „Das Licht der Alten ists, das die Schatten verjagt und aufgeklärt hat; mit ihnen haben wir empfangen, was allein den Geschmack sichert, Verhältniß, Regel, Richtmaß, Form der Gestalten im weiten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesammtem Menschheit.“

und zwar in folgender Stelle der Annales minorum von Lukas Wadding, welche er in der Darstellung der Bollandisten vom Leben des heiligen Franciscus fand. „Nachdem der Heilige mit dem Kardinal Hugolinus (im Jahre 1219 zu Perugia) seine Angelegenheiten geordnet hatte, kehrte er nach Assisi zurück, um dort eine allgemeine Ordensversammlung zu halten. Auf diesem Wege sprach er im Eifer des Geistes folgendes über die Tugend der Demuth und die vollkommene Entsagung des Menschen zu seinem Genossen Leo (dem Beichtiger des Heiligen): Theuerster Bruder, ich dünke mir nicht, noch bin ich ein Minorite, wenn ich nicht mit aller Demuth und derselben Heiterkeit und Ruhe des Geistes erdulde, was ich beispielsweise anführe. Ich bin jetzt mit großer Ehrfurcht und Verehrung von den Brüdern zu dieser unserer Versammlung berufen, und demüthig gebeten, ihnen Worte des Heiles zu sagen. Wenn sie nun, nachdem ich verkündigt, was der Geist mir eingegeben, gegen mich aufstehen und mit Worten des Hasses mich umringen und sagen: Wir wollen nicht, daß du über uns herrschest; denn wir schämen uns über die so große Unwissenheit des unerfahrenen Menschen, der gar keine Beredtsamkeit und Kenntniß, sehr geringe Weisheit und Welterfahrung besitzt. Darum wage nicht, dich in Zukunft unsern Vorgesetzten zu nennen. Wenn sie mit diesen und andern ähnlichen Schmähreden gegen mich losführen und mich endlich aus dem Versammlungshause würfen mit Verachtung und Beschimpfung: wenn ich dieses alles nicht mit demselben Antlitz, mit unbewegtem Blicke und standhafter Heiterkeit des Geistes höre und annehme, womit ich Lobpreisende und Verehrende empfange, so halte ich mich nicht für einen wahren Frommen. Wahrlich in der Ehrenbezeugung liegt Gefahr für meine Seele, sowohl wegen der Gunst eitlen Ruhmes als wegen der Gefahr des Vorzugs; dagegen habe ich bei der Schmähung Ver-

dienst, und wenn ich von der Leitung ausgeschlossen werde, brauche ich nicht für so viele Seelen Rechenschaft abzulegen.“ In den von Wadding angeführten Quellen für diese Geschichte findet sich nichts davon, dagegen enthält Bonaventuras Lebensbeschreibung des Heiligen wesentlich dasselbe; nur wird hier der Genosse, den Franciscus angeredet, ebensowenig genannt als eine nähere Zeitbestimmung gegeben, nicht einmal gesagt, daß der Heilige wirklich damals zur allgemeinen Versammlung sich begeben.

Herder hat den ihm gebotenen Gedanken in einem lebhaft bewegten Gespräch glücklich ausgeführt. Wir finden die beiden Brüder zuerst auf der Höhe des Berges, über den sie müssen; Franciscus sieht sich trotz des hier so schneidenden Windes gedrungen, seinen Begleiter, da er sich wie von göttlicher Eingebung begeistert fühlt, zum Stillstehen aufzufordern, damit er ihm, was der Geist ihm sagt, verkünde. Lebhafte Begeisterung bezeichnet hier durchweg alle Reden des Heiligen. Später sehen wir sie den Berg herabsteigen, dann auf der Ebene, weiter in der Nähe von Dörfern, wo sie der gesammelten Haufen nicht achten, dann wieder auf dem Felde, endlich in der Nähe der Stadt, wo der Orden sich versammeln soll. Franciscus führt aus, wie der Christ am Ruhme, am Beifalle und an der Gewalt seiner Rede, an der Tiefe seiner Weisheit, selbst an übernatürlicher ihm von Gott verliehener Kraft keine Freude empfinden dürfe, dagegen sich wahrhaft freue, wenn er Unrecht, bitterste Verläumdung und Schmach mit heiterm Sinne segnend hinnehme, weil er Hohn und Verachtung auf Erden zu ertragen bestimmt sei. Herder will hier jenen Grundsatz des Mönchthums, welcher Schmach und Entehrung als eigentliche Bestimmung des Christen auf Erden bezeichnet, in höchstem Glanz uns zur Erscheinung bringen, da uns Franciscus in allen seinen Reden als ein von tiefem, reinem Gefühl ergriffener, mächtiger Geist ent-

gegentritt, der sich dennoch im festen Glauben an Christus, der selbst das Kreuz auf sich genommen, und in der tiefwurzelnden Hoffnung auf das jenseitige eigentliche Leben diesem harten, unserer Natur widerstrebenden Joche unterwirft. Wir erinnern hierbei an Philippus Neri und dessen Spruch: „Verachte die Welt, verachte dich selbst, verachte deine Verachtung!“ Vgl. Goethe B. 24, 12. 185 f. Am Anfange treten Franciscus und Leo als Franciscaner mit wenigen Zügen hervor; am Schlusse deutet der Heilige an, daß er hiermit die Seele seines Ordens ausspreche. Franciscus suchte in jeder Weise die Ehrsucht zu bekämpfen, da er von allen Seiten sich so geehrt fand; er selbst forderte zuweilen seine Brüder auf, ihn zu lästern, im Gegensatze zu dem allgemeinen Beifall, zu den ihn belästigenden Lobsprüchen und der ihn überall empfangenden Verehrung.[1])

15. Die drei Blinden.

Nach einer Erzählung im zehnten Buche der Vitae patrum (77). Ein Mönch Johannes berichtet dort, er habe mit Sophronius einmal zu Alexandria an dem Orte Tetraphylon, wo die Gebeine des Jeremias ruhen sollen, drei Blinde einander die

1) An uns winken in der Bedeutung, auf uns deuten, anwinken ist zu verbinden. Helle Haufen nach bekanntem Sprachgebrauch für volle Haufen (eigentlich von den Landsknechten). Das Komma nach Dörfer ist zu streichen. Die Worte „die sein könnend doch nicht sein wird“ deuten auf philosophische Spekulation. Mit Waffen unserer Güte, da er uns sein ganzes Leben verdankt, und also auch die Möglichkeit, uns mit so bitterm Undank zu vergelten, durch uns erhalten hat.

Veranlassung ihrer Blindheit erzählen hören. Der erste berichtete, er sei als Matrose auf der Reise von Afrika plötzlich erblindet; der andere hatte beim Glasmachen seine beiden Augen durch das Feuer verloren; der dritte erzählte, wie er zuerst durch Müßiggang zum Räuber geworden, wie er eines Tages eine eben bestattete Leiche beraubt, als er aber gegangen sei, um dieser auch noch das einzige Gewand zu rauben, was er ihr gelassen, habe der Todte sich aufgerichtet und ihm die Augen ausgekratzt. „Als wir dieses gehört hatten," schließt Johannes, „winkte mir mein Herr Sophronius und wir gingen. Und er sprach: Heute, Johannes, laß uns nichts weiter suchen; denn wir sind genug erbaut." Moschus, der Verfasser jenes zehnten Buches, fügt hinzu: „Dieses habe ich geschrieben, daß auch ihr euch daran erbaut; denn kein Bösewicht ist Gott verborgen."

Herder hat der Geschichte eine ganz andere und viel glücklichere Wendung gegeben, so daß sie die Unverletzbarkeit der Todten [1]), die keine frevle Hand entweihen dürfe, treffend ausspricht. Darum müssen alle drei vor einen heiligen Bischof treten, von dem sie Heilung hoffen; alle müssen ihr Unglück verschuldet haben, die beiden ersten aber in entschiedenen Gegensatz zum dritten treten. [2]) Anstößig ist die launige Bezeichnung des letzten als Kritiker, insofern er versuchen wollte, ob ihm auch die Beraubung eines Todten gelingen werde. Vielleicht hätte der Dichter auch die Bezeichnung V. 18, daß der Heilige ein Bischof gewesen, besser weggelassen.

---

1) Daher „die kalte heilige Hand der Todten", „in der heiligen Gruft".

2) Herder läßt die Beisetzung in der Kirche geschehn, und zwar zur Mitternacht, wogegen in der zu Grunde liegenden Erzählung der „wohl bekleidete" Todte hinter der Kirche des heiligen Johannes eben bestattet ist.

16. Das Teufelchen mit dem verbrannten Daumen.

Diese Legende gehört zu Herders spätern, woraus aber nicht folgt, daß ihn die betreffende Geschichte nicht schon früher angezogen. Wie er das Leben des Franciscus in den Bollandisten durchgesehen, so mochte er eine gleiche Aufmerksamkeit auch dem Stifter des Dominikanerordens zugewandt haben. In der von einem gewissen Dietrich (Theodorich) im Jahre 1291 vollendeten Lebensbeschreibung des heiligen Dominikus wird nach dem Zeugnisse einer Ordensschwester Cäcilia folgendes erzählt, was sich in Rom unter Papst Honorius III. begeben: „Als der Mann Gottes einstmal, nachdem er bis Mitternacht in der Kirche gebetet hatte, in seinem Zimmer bei einem Kerzenlicht schrieb, begann der böse Geist in Affengestalt mit verzerrtem Gesichte vor ihm auf und ab zuwandeln und allerlei spöttische Geberden zu machen. Der Heilige winkte ihm mit der Hand, daß er stillstehn mußte, und gab ihm die Kerze in die Hand, damit er sie ihm halte, wobei dieser aber seine Geberden mit der Gesichtsverzerrung fortsetzte. Indessen ging die Kerze zu Ende und der Finger des Affen begann zu brennen, so daß er vor Schmerz sich krümmend jammerte, da er doch in der Hölle, wo er brennt, die Flamme nicht fürchtet. Der Heilige aber winkte ihm, er müsse noch halten. Kurz, er blieb so lange stehn, bis sein Zeigefinger bis zur Hand verbrannt war. Nachdem der im Glauben starke Gottesmann so den zum Besten gehalten, der ihn zum Besten hatte halten wollen, schlug er ihn tüchtig mit dem Stocke, den er immer bei sich trug, und sprach: „Weg, Nichtswürdiger!“ und der Schlag erscholl so, als wenn er einen mit Wind gefüllten trockenen Schlauch getroffen hätte. Der Böse fiel an die entgegenstehende Wand und war verschwunden, ließ aber einen Gestank hinter sich, der verrieth,

wer es gewesen. Wahrlich verdient der unter den englischen Gewalten gekrönt zu werden, der mit solcher Gewalt des Teufels Streiche vereitelt und zu nichte machte.“ Schon Melchior Canus verwarf diese und andere Geschichten als alberne Erfindungen, wogegen sie an Johannes Malvenda einen gläubigen Vertheidiger fanden. Auch in das Leben der Heiligen ist die Sage übergegangen. Dominikus schreibt dort an einer Predigt für den nächsten Morgen, und die Erzählung endet damit, daß der böse Geist, nachdem Dominikus fertig ist, mit großem Zorn entweicht. Herder läßt den Heiligen das Buch der Inquisition [1]) schreiben, und wendet die ganze Geschichte dahin, daß der oberste Teufel selbst gestehn muß, die Inquisition habe wesentlich zur Verbreitung einer freiern Ansicht und zur Erlösung von den herrschend gewordenen beschränkten Vorstellungen beigetragen. Das Teufelchen hat sich getäuscht, wenn es meinte, ein der Hölle förderliches Werk zu thun, indem es die Abfassung des Buches von der Inquisition, nicht ohne eigenen Schmerz zu leiden, begünstige. Wunderlich ist es freilich, daß Dominikus sich durch Teufelslob geschmeichelt fühlt, aber der launige Ton läßt das Unwahrscheinliche weniger hervortreten. Daß die Nähe des Höllenbewohners die Glut des Heiligen schüre, hätte man angedeutet gewünscht. [2])

---

1) Herder kann hier wohl nur die Schrift des Dominikus meinen libellus rationes atque auctoritates in confirmationen fidei continens, die er in Folge einer mit den Albigensern gehaltenen Unterredung schrieb. Inquisitionsrichter war Dominikus eigentlich nicht.

2) Bei alledem, bei der Inquisition, der es nur darum zu thun ist, daß die Form des Gerichts erfüllt wird, und die Kirche ihre unumschränkte Gewalt zum allgemeinen Schrecken übt. Du weißt es ja, da er gelesen, was Dominikus geschrieben. Bei den Worten steck ihn wird die Rede abgebrochen, da ihn der Gedanke des großen Schadens leidenschaftlich ergreift, den jenes Höllenfeuer der Inquisition der Hölle (unserm Dampf) gebracht hat.

17. Tödten und Lebendigmachen.

Auch dieses Gedicht gehört zu den spätern. Herder hob diese Legende aus der Sage über das vor dem Kaiser Konstantin und dem Senat zwischen den Juden und Papst Silvester öffentlich gehaltene Religionsgespräch aus, das neuerdings in Simrocks Legenden in seiner ganzen Ausdehnung dargestellt worden. Ueber die Geschichte der Sage handelt Maßmann zur Kaiserchronik (S. 857 ff.) Unser Dichter folgte hier wohl allein der Darstellung der legenda aurea (12). Nachdem Silvester nach allgemeinem Urtheile über die Juden den Sieg davon getragen, ruft der zwölfte der weisen Juden, der Zauberer Zambri, höchst unwillig aus: „Laßt uns von Worten zu Thaten kommen. Die größten Thoren sind diejenigen, welche den am Kreuze Gestorbenen verehren, da ich den Namen des allmächtigen Gottes weiß, dessen Macht keine Felsen aushalten, noch irgend ein Geschöpf zu hören vermag. Und damit ihr zugebt, ich spreche die Wahrheit, so lasset den wildesten Stier herbeiführen, und sobald der Name desselben in seinem Ohr ertönt, wird der Stier sterben.“ Auf Silvesters Frage, wie er denn den Namen erfahren habe, ohne ihn zu hören, erwidert Zambri, er brauche ihm sein Geheimniß nicht zu verrathen, da er der Juden Feind sei. „Ein Stier wird herbeigebracht, der so wild, daß kaum hundert der stärksten Männer ihn fortziehen können. Als Zambri aber das Wort in sein Ohr gerufen, starb sofort der Stier, indem er laut brüllte und die Augen weit aufsperrte. Alle Juden rufen laut Beifall und schmähen den Silvester. Dieser spricht: Nicht Gottes Namen hat er gesprochen, sondern den Namen des schlimmsten bösen Geistes genannt; denn mein Gott Jesus Christus tödtet nicht bloß die Lebendigen, sondern belebt auch die Todten; denn tödten und

nicht lebendig machen können ist die Gabe der Löwen, Schlangen und wilden Thiere. Soll ich also glauben, daß es nicht der Name eines bösen Geistes gewesen, so mache er durch ihn wieder lebendig, was er getödtet hat. Denn von Gott steht geschrieben (Sam. 1, 2, 6): Ich werde tödten und ich werde lebendig machen. Kann er das nicht, so hat er ohne Zweifel den Namen eines bösen Geistes genannt, der den Lebendigen tödten, den Todten nicht lebendig machen kann. Als Zambri von den Richtern gedrängt ward, den Stier wieder zu beleben, sprach er: Silvester erwecke ihn im Namen des Galiläers Jesu, und wir wollen alle an ihn glauben; denn könnte er auch mit Flügeln fliegen, so würde er dieses doch nicht erwirken können. Alle Juden gestehen darauf, erwecke er den Stier, so würden sie glauben. Darauf betet Silvester, und indem er zum Ohre des Stiers sich wendet, spricht er: O Namen des Verderbens und Todes, weiche auf Befehl unseres Herrn Jesu Christi, in dessen Namen ich zu dir spreche. Stehe auf, Stier und wandle gezähmt zu deiner Herde! Sofort erhob sich der Stier und ging ganz gezähmt davon. Da bekehrten sich die Königin, die Juden, die Richter und alle übrigen zum Glauben."

Herder wollte die Sage zur Hervorhebung des Gedankens verwenden, die göttliche Kraft des Christenthums bestehe darin, daß es das Todte frisch belebe, das Wilde zähme und so ein neues geistiges Leben schaffe. Unter dem Todten dachte er sich das erstarrte Heidenthum (wohl nicht zugleich das Judenthum), unter dem Wilden zunächst das Germanenthum. Der Christ fleht um das Wunder, nicht um die Göttlichkeit seiner Religion dem Richter zu beweisen, sondern damit er für sich ein Zeichen gewinne, daß diese wirklich zur frischen Belebung in die Welt gekommen; daß dieses Zeichen ihm nicht fehlen werde, davon ist er fest über-

zeugt. Wie eigentlich der Zauberer und der Christ sich vor dem Heidenrichter entgegentreten, ist gar nicht klar.[1]) Hat der Zauberer den Christen seines Glaubens wegen angeklagt, wozu bedarf er eines Beweises seines Glaubens? Und wir hören gar nicht, welchen Glauben der Zauberer eigentlich hat. Soll aber Heidenrichter, was nicht wohl angeht, bezeichnen, daß der Heide zwischen der Wahrheit der jüdischen und heidnischen Religion entscheide, so mußte dies doch näher angedeutet sein, und wir sehen nicht, wie der Heide gerade zu einem solchen Spruche komme. Hier hat das Herausgreifen der Erzählung aus dem Zusammenhang offenbar etwas sehr Anstößiges hereingebracht. Eine kurze Bezeichnung der Situation nach der wirklichen Sage wäre durchaus nothwendig gewesen, und hätte leicht nach der vollständigen ersten Rede des Zauberers (nicht zwischen dieser) gegeben werden können; das übrige bedurfte gar keiner Veränderung. Der Zauberer heißt in der Legende Zambri, auch Zambres. Wenn Herder ihm den Namen Jambres gibt, so that er es in der ganz berechtigten Ueberzeugung, daß der Name eine Verderbung von Jambres sei, wie nach der Ueberlieferung (vgl. Timoth. II, 3, 8) einer der Moses gegenübertretenden Zauberer heißt. Der Name des Jambres ist dort in zwei Handschriften in Mambres entstellt; in der rabbinischen Ueberlieferung ist daraus auch Zambres, Sambres geworden. Daß Jambres die Wiederbelebung von sich abweist, ist in Herders Erzählung völlig übergangen.

---

1) Seltsam gebraucht Herder hier vorüberstehn statt gegenüberstehn, das weiter unten folgt.

18. Die Cicade.

In Waddings Annales Minorum heißt es: „Bei der Kirche Maria von Portiuncula (zu Assisi) saß bei der Zelle des Mannes Gottes eine Cicade auf einem Feigenbaum, die den Diener des Herrn, der auch in kleinen Dingen die Größe des Geschöpfes zu bewundern gewohnt war, häufig durch ihren Gesang zum göttlichen Lobe anregte. Als er eines Tages sie rief, flog sie, als wie vom Himmel gelehrt, auf seine Hand. Auf seine Anrede: „Singe, meine Schwester Cicade, und lobe mit deinem Jubel den Schöpfer und Herrn!“ begann sie auf der Stelle zu singen und hörte nicht auf, bis sie auf Befehl des Meisters an ihre Stelle zurückflog. Sie blieb acht Tage an dem Orte, und kam, sang und entfernte sich jedesmal nach seinem Befehl. Endlich sprach er zu seinen Genossen: „Laßt uns der Schwester Cicade Urlaub geben; denn acht Tage lang hat sie uns durch ihren Gesang erfreut und uns zum Lobe Gottes angeregt.“ Und sofort, als sie von ihm beurlaubt war, entfernte sie sich und kam nicht wieder, als ob sie seine Anordnung nicht irgendwie hintansetzen wollte.“ Das Wesentliche dieser Geschichte geben auch die legenda aurea und das Leben der Heiligen; in letzterm wird statt der Cicade ein Vogel genannt, und der Heilige sieht, wie bei Herder, aus dem Fenster.

Der Dichter wandte die Sage so, daß sie den Gedanken aussprechen soll, überall, auch im kleinsten Geschöpfe, müsse man die Macht und Gnade des Schöpfers erkennen. Wenn er zunächst bemerkt und den Heiligen sagen läßt, im Kleinsten zeige sich die Macht und Huld des Schöpfers am größten, so liegt die Ansicht zu Grunde, daß wir sie gerade darin am wenigsten erwarten, und darum destomehr bei genauerer Betrachtung überrascht werden. Die Cicade und später der Chor singen, Gott sei groß im Größ-

ten wie im Kleinsten. Von der Liebe dieses Heiligen zu den Thieren, die er seine Brüder und Schwestern zu nennen pflegte, weiß die Legende viel zu berichten. Die Cicade freut sich zunächst Gott zu preisen für das von ihm ihr verliehene Glück, worin sie bezeichnend ausspricht, wie Gott alles wohl gemacht und auch dem kleinsten Geschöpfe reichen Lebensgenuß verschafft. Ohne Zweifel schwebte Herder hierbei das auch von Goethe (B. 2, 345 f.) übersetzte anakreontische Lied auf die Cicade vor. Als sie aber von dem Preise der heitern, lebensvollen Schöpfung Gottes sich zur eitlen Verkündigung wendet, wie gierig und geschickt sie andere kleinere Insecten fange und verzehre, da will der Heilige nichts weiter von ihr hören, er verweist sie zur Ruhe, indem er ihre Eitelkeit sanftmüthig bestraft. Ueber die Abfassungszeit vgl. S. 11.

---

19. 20. Die Orgel. Cäcilia.

Herder wußte gar wohl, daß die heilige Cäcilia ursprünglich mit der Erfindung der Orgel gar nichts zu thun habe, daß diese sowie die Beschützung der Musik erst spät ganz zufällig auf sie übertragen wurde; dies konnte ihn aber nicht abhalten, jene Vorstellung in seiner Weise zu einer Legende auszubilden, um die Orgel als das eigentlich christliche Instrument zu feiern, das, indem es das ganze Lied der Schöpfung von der leisesten Gefühlsregung bis zum fürchterlichsten Schmerz, in sich vereinigt, zur Erweckung christlicher Andacht geschaffen ist.[1]) Der sehnsüchtige

---

1) Von der christlichen Musik sagt Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität, sie habe die Dichtung beherrscht, während es bei den Alten umgekehrt gewesen, sie sei gleichsam von einem unermeßlichen Chor in den Wolken getragen worden; den christlichen Tonkünstler bezeichnet er als

Wunsch der frommen Cäcilia, das Lied der Schöpfung zu vernehmen [1]), wird vom Engel, der ihr oft sichtbar erschien (nur dieser Zug stammt aus der ächten Sage), augenblicklich erfüllt, indem er ihr Ohr wunderbar berührt, und als sie einen Nachhall desselben sich erfleht, gibt er einem Künstler [2]) die Erfindung der Orgel ein, deren Spiel die ganze Gemeinde auf das mächtigste hinreißt. [3]) Cäcilia aber genoß dabei die höchste Seligkeit, da sie hier Seelen und Herzen aller mit einander und mit Christus vereinigt fühlte. [4]) Die Antwort des Engels auf die Frage, wie dieses wunderbare Instrument zu nennen sei, bezeichnet die Orgel (organum) als Erweckerin der Andacht. In der Einleitung wird

---

„Zauberer in den Wolken, der mit seinen Schritten im großen Gange der Harmonie desto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte, und auf andächtige Gemüther in diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte".

1) Nach der Stelle Daniel 3, 57 ff, wo, nachdem alle Werke des Herrn angerufen sind, den Herrn zu preisen, nacheinander aufgefordert werden Sonne, Mond und Sterne, Regen und Thau, Feuer und Hitze, Kälte und Hitze, Regen- und Schneegüsse, Eis und Frost, Reif und Schnee, Nacht und Tag, Licht und Finsterniß, Blitz und Gewölk, die Erde, Berge und Hügel, alle Keime der Erde, Quellen, Meere und Ströme, alle Thiere des Meeres, alle Vögel des Himmels, alle wilden Thiere und alles Vieh, alle Söhne der Menschen, alle Priester u. s. w.

2) Bezaleel ist einer der Künstler an der Stiftshütte. Der Herr spricht (Mos. 2, 31) zu Moses: „Siehe ich habe mit Namen berufen Bezaleel, den Sohn Uri, des Sohns Hur, vom Stamme Juda, und habe ihn erfüllet mit dem Geist Gottes, mit Weisheit, Verstand und Erkenntniß, und mit allerlei Werk, künstlich zu arbeiten in Gold, Silber, Erz, künstlich Steine zu schneiden und einzusetzen, und künstlich zu zimmern, von Holz zu machen allerlei Werk"

3) Bei der „Tuba, die den Tag des Zorns erklang," schwebt das Kirchenlied Dies irae vor, das auch von Herder (zur Litteratur und Kunst B. 17, 204 f. vgl. B. 7, 248) übersetzt ward. Vgl. Goethe B. 11, 167.

4) „Alle Theile der sogenannten Messe", äußert Herder (zu Litteratur und Kunst B. 17, 202), „sind Stimmen aus dem Chor Himmels und der Erde, zusammentönend im stillen Herzen des Menschen." Das „Chor der Kirche" bezeichnet er daselbst als „eine Gemeine der Seelen, eine Geisterversammlung".

die Vereinigung aller Instrumente und des Ausdrucks aller der verschiedenartigsten Empfindungen und des ganzen Reiches der Töne in der Orgel bezeichnet.[1]) Der Schluß der Einleitung hebt diese Erfindung weit über alle der griechischen Musik. Die dem Hermes zugeschriebene Lyra wird nur als eine Weiterbildung der Kithara betrachtet; erstere hatte einen tiefern Schallboden. Pan tritt hier in doppelter Bedeutung hervor, einmal als Hirtengott, dann aber in höherm Sinne als Gott des Alls nach orphischer Auffassung. Uebrigens wird dem Pan die Erfindung der Hirtenpfeife (Syrinx), die Flöte dem Marsyas (ausnahmsweise dem Apollo oder der Athena) zugeschrieben.

Später hat Herder die ursprüngliche Sage von der Cäcilia zu folgender den Namen der Heiligen führenden Legende[2]) benutzt:

Wo glänzt die Lilie,
Die nie verwelket?
Wo blüht die himmlische
Ros' ohne Dornen?
Im Kranze blühen sie
Schuldloser Liebe:
Engel bewachen sie,
Laben mit Düften sie
Des Paradieses.

Am Hochzeitfeste war
Alles versammelt;
Da saß Cäcilia
Als Braut des Himmels;
Ihr Bräutigam neben ihr,

---

1) Der Absatz in der Mitte von V. 12 ist irrig, der Gedankenstrich erst später falsch hinzugesetzt, wie V. 5 leisen Druckfehler statt leisem. Die Worte „wie schwebet jetzt u. s. w." beziehen sich auf das jüngste Gericht.

2) Herder führt sie in der Adrastea ein mit den Worten: „Lasset uns ihre Legende auch musikalisch hören!"

Ein schöner Jüngling;
Flöten- und Saitenklang
Tönten im Chorgesang
Lieblicher Stimmen.

Nur dir, Cäcilia,
Im stillen Herzen
Erklang ein andrer Ton
Zarterer Liebe.
Die heil'ge Seele war
Im Himmel droben,
Horchend dem hohen Klang.
Singend den Weihgesang
Der Engelsbrüder.

Als ihr in Einsamkeit
Der Liebling nahte,
„Darf ich vertrauen dir?"
Sprach sie vertraulich.
„Freund meiner Seele du,
Wiss' ein Geheimniß:
Da, wo ich stehe, geht,
Da, wo ich gehe, geht,
Mit mir ein Jüngling.

O könntest schauen du
Sein süßes Antlitz!
O könntest hören du
Die Engelsstimme!
Er wird ein Freund dir sein,
Er ist dir ähnlich,
Wenn wir in Lauterkeit,
Wenn wir in süßem Streit
Himmlisch uns lieben."

Darauf berührte sie
Sein holdes Auge,
Und er sah neben ihr
Stehen den Engel.

Glänzend in Himmelsglanz,
Strahlend im Blicke,
Kränzt' er mit Blumen sie,
Labte mit Düften sie
Des Paradieses.

„Nimm", sprach der Himmlische
Zu dem Geliebten,
„Auch eine Blume hier,
Die nie verwelket.
Sie wird dich laben stets
Mit reiner Liebe.
Nimm diese Lilie,
Nimm hier die himmlische
Ros' ohne Dornen."

Herder benutzte hier bloß den ersten Theil der Legende, wie sie z. B. die legenda aurea (164) bot. Cäcilia stammte aus edlem römischen Geschlechte. Von Jugend auf hatte sie Christi Lehre in ihrer Seele getragen. Tag und Nacht ließ sie nicht ab, sich mit Gott zu unterhalten und zu ihm zu beten, ihn um Erhaltung ihrer jungfräulichen Unschuld zu flehn. Einem Jüngling, Namens Valerianus, ward sie verlobt. Am Hochzeitstage war sie mit goldenen Kleidern geschmückt, aber auf dem Leibe trug sie als Jüngerin Christi ein härenes Gewand. Die Instrumente spielten, ihr Herz aber sang allein dem Herrn, den sie bat, Herz und Leib ihr rein zu erhalten. Als sie in der Nacht mit dem Bräutigam allein war, entdeckte sie ihm in liebevollstem Vertrauen, ein Engel stehe ihr immer zur Seite, um über ihrer jungfräulichen Reinheit zu wachen, deren Verletzung er bestrafen, hingegen, wenn ihr Bräutigam mit reiner Liebe ihr zugethan bleibe, auch ihn lieben und ihm seine Herrlichkeit offenbaren werde. Valerianus verlangte den Engel zu sehn. Sie verspricht ihm dieses, sobald er sich taufen lasse. Deswegen sendet sie ihn an den im verborgenen lebenden

Bischof Urban. Als er von diesem nach empfangener Taufe zu seiner Braut zurückkehrt, findet er bei ihr den Engel, der zwei Kränze aus Rosen und Lilien in der Hand hält. Einen derselben gibt er der Cäcilia, den andern dem Valerianus mit den Worten: „Diese Kränze bewahrt mit unbeflecktem Herzen und reinem Leibe; aus Gottes Paradies habe ich sie euch gebracht; nie werden sie verwelken noch ihren Duft verlieren, und niemand wird sie sehn können, als wer der Keuschheit sich ergeben.“ Alles, was die Legende weiter von der Bekehrung des Bruders des Valerianus, Namens Tiburtius, und vom Martertode der beiden Brüder, später der heiligen Cäcilia selbst berichtet, ließ Herder zur Seite, da er nur die reine Liebe in Cäcilien feiern wollte, welche mit ihrer unendlichen Gewalt auch des Bräutigams Sinn bezwingt. Das ganze Gedicht ist mit innigster Zartheit behandelt, die vorgenommenen Veränderungen durch das Streben nach Vereinfachung der Handlung und größerer Wirkung bedingt. Besonders glücklich ist die Wendung, daß der Engel nur die Braut kränzt, diese selbst aber dem Gemahle als reine Lilie und Rose ohne Dornen übergibt, und so ihr reines Bündniß mit schönstem Himmelssegen kränzt. Am Anfange werden diese Blumen als die Blüte schuldloser Liebe bezeichnet. Die aurea legenda beginnt nach ihrer Weise die Geschichte mit der Namensdeutung, Cäcilia sei so viel als caeli lilia (Himmelslilie), zu welcher sie ähnliche hinzufügt.

---

21. Die Geschwister.

Eine von Herder benutzte Sage weiß ich nicht nachzuweisen. In keiner Legende hat er sich wie hier von der kindlich spielenden gläubigen Dichtung hinreißen lassen. Der Kern des Ganzen ist,

daß das von den Kindern unbefangen ausgesprochene Wort innigster Liebe zum Jesuskind belohnt wird. Das Jesuskind theilt, wie der fromme Glaube sich ausdrückt, mit der Mutter; es nimmt den Knaben, der die Mutter Gottes angerufen hat, das Kind zu ihnen herabzulassen, als Gespielen zu sich, während es dem Mädchen auf Erden lohnt. Die Traumerscheinung nebst dem innigen Gebet der Mutter, ihr doch den Knaben zu lassen, dienen nur zur weitern Ausführung. Das Jesuskind auf den Armen der Mutter Gottes spielt in manchen Sagen eine Rolle; auch erscheint es wohl, wie in der Legende vom heiligen Edmund. [1])

22. Die ewige Weisheit.

Mehrere Heiligen des Namens Amandus sind bekannt, aber von keinem wird eine ähnliche Geschichte berichtet. Unsere sehr mystisch gehaltene Legende soll lehren, daß der tiefste, vollste Glaube an die alles weise leitende Hand Gottes nur in der bittersten Prüfung gewonnen wird. Amandus fühlt immer einen Trieb nach etwas ganz Auserwähltem; dieser Trieb führt ihn aus der Welt heraus, doch noch lange hält die Erinnerung an diese in ihm vor. Immer inniger sehnt er sich aber nach der Erfassung der ewigen Weisheit, die sich einst im Traum ihm zeigte; ihr gleich dem Morgenstern ihm erscheinendes Bild, dem er, sobald er den Morgenstern ersah, seinen Preisgesang weihte, blieb immer in seiner Seele, die es von Tag zu Tag inniger ergriff. Sie schien ihm näher und näher zu treten und er ward immer lebhafter von ihr begeistert, doch daß er sie erst im tiefsten Schmerz

1) In V. 2 ist a n Druckfehler statt a m.

in reinster Klarheit erschauen werde, ahnte er nicht.[1]) Endlich aber wird er ins Leben hineingerissen, wo ihm denn im bittersten Leiden, das sein Herz bricht, die vollste Ueberzeugung von Gottes ewiger Weisheit zu Theil wird. Die äußern Lebensverhältnisse des Amandus treten gar nicht bestimmt hervor. Daß er Priester sei, ersehen wir aus seinem Meßgebete (sursum corda), auch wird seiner Kasteiungen gedacht, und wir denken ihn uns als Mönch. Soll aber dieser Uebergang zum Mönchsleben durch das Wegwenden zur „frohen Einsamkeit" bezeichnet sein? Dagegen scheint doch die zeitweilige Rückkehr zum „Weltgeräusche" zu sprechen. Auch ist nicht bestimmt angegeben, daß er wirklich das Mönchsleben später verläßt; die „Ritterkleider", die der Engel dem „zarten Knaben" bringt, könnte man allenfalls bildlich fassen. Die Erscheinung der ewigen Weisheit scheint der der Gnadenmutter Maria ähnlich gedacht, ja beide in einander zu fließen. Jedenfalls ist unsere Legende die dunkelste von allen herderschen.[2])

23. Die wiedergefundene Tochter.

Obgleich ein Leben der heiligen Euphrosyne von unbekanntem Verfasser sich in den von Herder fleißig benutzten Vitae patrum befindet, so scheint dieser doch zu unserer später gedichteten Legende zunächst durch ein Leben der Heiligen veranlaßt worden zu

1) Der Engel deutet auf die Schmerzen hin, die Seelen der Eltern und Freunde auf den hohen Werth der Bitterkeit, der Prüfungen des Lebens.

2) Die Liebende, in deren Armen sich Amandus sieht, ist die ewige Weisheit; sie ist es, von welcher die „himmlischen Gesänge" kommen, da doch kaum ein Engelchor in ihrem Namen singend zu denken ist. Je und je in der Bedeutung immer und immer.

sein, was keineswegs ausschließt, daß er später auch andere Quellen zu Rathe gezogen.[1]) Den Sinn der Legende verkehrte er in sein gerades Gegentheil; denn wenn in dieser Euphrosyne als ein glänzendes Beispiel dargestellt wird, was Gott auch in einem schwachen Weibe zu wirken vermöge, wenn sie kurz vor ihrem Ende sich freut, daß ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, nicht durch ihre eigene Kraft, obgleich sie männlich bis zu Ende gekämpft, sondern durch Gottes Hülfe, die sie vor den Nachstellungen des Feindes bewahrt, wenn sie ihren Vater bittet, ihr Versprechen, viele Güter dem Kloster zuzuwenden, doch zu erfüllen, da dieser Ort ehrwürdig sei, wenn der Abt sie gleich nach ihrem Tode als eine Heilige verehrt und sie sofort ein Wunder wirkt, so erscheint sie bei Herder als eine von den habgierigen Mönchen Verführte, die ihr in der Verblendung geleistetes Gelübde treu gehalten, aber ihr Leben für ein schmählich gebrochenes hält und mit dem bittern Schuldbewußtsein sich belastet fühlt, ihre Kindespflicht gegen den Vater verletzt zu haben, den sie noch im letzten Augenblick um Verzeihung bittet, und dringend anhält, ja ihr reiches Erbe nicht dem Kloster zuzuwenden. Daß eine solche Warnung, sich ja nicht ohne innern Beruf zum Klosterleben bereden zu lassen, eine solche scharfe Hinweisung auf das nach irdischen Gütern habgierig haschende, die Kinder ihren Eltern durch schlaue Umspinnung ihrer leicht verführten Seelen entreißende Mönchthum aus dem eigentlichen Kreise der Legende herausfalle, haben wir bereits in der Einleitung bemerkt.

Herder beginnt mit dem Augenblicke, wo der Vater (er heißt

---

1) Die Legende findet sich auch im alten Leben der Heiligen, nicht in der legenda aurea. Die Bollandisten geben unter dem 13. Februar des Simeon Metaphrastes Lebensbeschreibung der Heiligen.

in der Legende Paphnutius), nachdem er lange vergeblich die verschwundene Tochter gesucht, den Entschluß faßt, die Klostergeistlichen anzugehn, damit sie das Wiederfinden seiner Tochter vom Himmel erflehen. Dadurch wird er der Nothwendigkeit überhoben, die Art, wie man Euphrosyne beredet, ausführlich zu schildern, aber ganz durfte uns der weitere Verlauf des Gedichtes darüber nicht im Dunkel lassen, wie es bei Herder wirklich der Fall ist. Daß der Abt dabei ganz unschuldig sei, ergibt sich aus seinem Benehmen gegen den Vater, und ihm sollte man doch am ersten eine solche habgierige Absicht oder wenigstens die Mitwissenschaft zuschreiben; hier wäre eine Auskunft dringend nöthig, doch dürfte eine solche, wenn man die übrige Erzählung unverändert stehn läßt, schwer zu geben sein. Die Legende erzählt ausführlich, wie die Liebe zum Kloster, worin sie nach dem Tode der Mutter vom zwölften bis achtzehnten Jahre erzogen worden, wohin sie der fromme, mit dem Abt befreundete Vater nach ihrer Verlobung auf drei Tage bringt, in ihrer Seele sich gebildet und wie das Verlangen, selbst ins Kloster zu treten, ohne irgend eine Beredung ihr gekommen. Freilich wird ihr von einem Bruder, den eine Bestellung in ihr Haus führt, als sie ihm gestanden, bloß der Gedanke, durch ihren Entschluß den Vater zu betrüben, halte sie ab, in ein geistliches Leben zu treten, dringend angerathen, ihre Jungfrauschaft zu bewahren und heimlich im Mönchsgewande Eintritt ins Kloster zu verlangen. Diese Beredung, ihrem Vater und der bevorstehenden Heirat sich zu entziehen, konnte Herder nicht gebrauchen, aber dieser Zug hätte ihn doch ebenso wenig als ähnliche befangene Ansichten sonst (z. B. in der Geschichte der heiligen Paula) gegen die Legende so ungerecht machen sollen, daß er gerade darauf seine entgegengesetzte Darstellung gründet, und nicht die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit und das

Glück, sich Christus zu widmen, sondern bloße Habgier zum Beweggrunde dieses wohlgemeinten Rathes macht. Auch ein anderer Mönch an den sie sich wendet, räth ihr nach dem Spruche des Heilands, daß, wer nicht Vater, Mutter, Brüder, Söhne und seine eigene Seele aufgebe, nicht sein Schüler sein könne (nach Luk. 14, 26); seine reichen Güter könne ihr Vater, wenn er wolle, zu wohlthätigen Zwecken verwenden; an sein eigenes Kloster denkt auch dieser nicht. Als sie in Mönchstracht ins Kloster tritt, ahnt der Abt[1]) nicht, daß diese, die sich für einen Eunuchen des Theodosius ausgibt, weiblichen Geschlechtes, die Tochter des Paphnutius sei. In der Legende befiehlt der Abt, der junge Mönch solle nie seine Zelle verlassen, weil die Schönheit seines Gesichtes den Brüdern gefährlich werden könne, was Herder glücklich geändert hat. Paphnutius wendet sich in der Legende sofort an den Abt, der mit den Brüdern eine ganze Woche fastet und betet, aber nichts wird ihnen offenbart, da Euphrosyne den Himmel flehentlich bittet, ihre Entdeckung zu verhüten. Erst nachdem der betrübte Vater mehrmal den Abt besucht und immer unglücklicher sich gezeigt, sendet dieser ihn zum frommen Bruder Smaragdus. Die Verweisung auf Abrahams Geschichte gehört Herder an, wie auch daß Smaragdus beim ersten Besuche dem Vater verspricht, noch vor seinem Heimgange werde er die Tochter wiedersehn. In der Legende deutet er nur auf die Möglichkeit hin, und Paphnutius fühlt sich durch seine Zusprache sehr gestärkt. Als Smaragdus achtunddreißig Jahre einsam in seiner Zelle verlebt hat, fällt er in eine Krankheit. Paphnutius, da er einmal nach seiner Gewohnheit das Kloster besucht, drückt sein Verlangen aus, diesen zu sehn. Er

---

1) Er heißt Theodosius; aus den 352 Brüdern hat Herder die runde Zahl genommen; freilich muß hundert funfzig getrennt geschrieben werden.

bedeckt den Kranken mit seinen Küssen und Thränen, spricht seinen tiefen Kummer aus, daß er keine Spur von der Tochter finden könne, ja er beginnt mit der Klage: „Wehe mir, wo sind deine Versprechungen, wo die süßen Worte, womit du mir versprachest, ich werde meine Tochter noch mit meinen Augen sehn? Ja nicht allein werde ich diese nicht sehn, sondern auch du, worin ich noch einigen Trost fand, wirst uns verlassen.“ Smaragdus erinnert den Vater an Joseph, den Jakob schon als todt beweint, und er bittet ihn, drei Tage bei ihm zu verweilen. Am dritten Tage entdeckt er sich, da er seinen Tod nahe fühlt, endlich dem Vater. „Nachdem ich meinen Lauf beendet habe“, spricht er, „harret meiner die Krone der Gerechtigkeit. Ich heiße dich aber deiner Tochter Euphrosyne wegen nicht mehr in Sorgen zu sein; denn ich bin jene Unglückliche und du mein Vater. Siehe, du hast sie gesehen, und es ist dein Wunsch erfüllt, aber niemand wisse dies; lasse meinen Körper von keinem andern entkleiden und waschen als von dir.“ Paphnutius entdeckt wider Willen das Geheimniß. Die Sendung des Smaragdus an Paphnutius, die Erscheinung der Mutter und alles, was auf Euphrosynes bittere Reue deutet, gehört Herder an. Den Namen Euphrosyne erhielt sie nach der Legende, als sie im siebenten Jahre getauft wurde, weil die Eltern sich freuten, daß sie Gott angenehm (der erst nach langer Zeit die Ehe mit dieser längst erbetenen Tochter gesegnet) und von schöner Gestalt war. Ihren Tod feiert die katholische Kirche am 1. Januar, welchen Tag wir auch in den Vitae patrum finden.

24. Freundschaft nach dem Tode.

Auch diese Legende dichtete Herder später, veranlaßt durch ein altes Legendenbuch. Er hat aber nicht allein den Stoff wesentlich umgestaltet, sondern auch die Namen der Anastasia und Theodora miteinander vertauscht. In den Martyrerakten der Theodora oder richtiger Theodota wird der Anastasia gar nicht gedacht, wie es in der Legende der letztern geschieht, welche Surius nach Simeon Metaphrastes gibt. Die aurea legenda und das Leben der Heiligen haben die Geschichte der Anastasia unter dem 25. Dezember; im Passional nimmt sie die dritte Stelle ein; im letztern ist Theodora gar nicht genannt, nur erwähnt, daß der Himmel ihr im Kerker wunderbar „des Himmels Speise" gebracht. Ribadeneira erzählt, ein heidnischer Landpfleger habe die Anastasia in ein hartes Gefängniß gesperrt und zwei Monate lang ohne Speise gelassen, aber die heilige Theodora, die schon damals ihren Kampf vollendet und himmlische Freude genossen, habe ihr täglich acht Wochen lang Speise und Trank aus dem Himmel gebracht. Darauf habe der Tyrann sie mit zweihundert Männern und siebzig Frauen, die er gleichfalls ihres christlichen Glaubens wegen verfolgt, auf ein Schiff bringen lassen, um sie im Meere zu ersäufen. Ein Sturm brachte sie aber an die Insel Palmaria. Kurze Zeit darauf ließ der Landpfleger sie an einen Pfahl binden und verbrennen. Dies geschah am 25. Dezember 303. Denselben Tod hatte Theodota vorher mit ihren drei Kindern erlitten. Der frühern Verbindung der Theodota und Anastasia, welche beide in christlichen Werken mit einander wetteiferten, gedenkt Simeon Metaphrastes, wie auch daß Theodota der Freundin alle Nächte im Kerker erschien, sie stärkte und ermuthigte, auch daß sie auf dem Segel des zum Untergang der Freundin bestimmten Schiffes gesessen

und letzteres gelenkt habe: dagegen ist die Verabredung, daß die Hingeschiedene der Lebenden beistehn solle, sowie die Erscheinung Theodoras beim Feuertode Anastasiens ein freier Zusatz Herders, der auch die drei Kinder nicht mit der Mutter, sondern mit der hinterlassenen Freundin im Feuer enden läßt. Herder stellt beide Freundinnen als unbemittelt dar, da sie mit demjenigen, was sie erworben, den Armen und Dürftigen beistehen. Die Verfolgung wegen des Christenthums setzt er ganz bei Seite, der Tyrann stellt nur der Unschuld der Theodora nach, während nach der Legende der Kaiser sie dem Landpfleger übergibt, der sie zur Gattin haben soll, wenn er sie dahin bringe, Christus zu entsagen und den Göttern zu opfern. Herder hat das Ganze zu einem Preis der den Tod überdauernden innigen Freundschaft nicht ohne Glück umgebildet; nur hätte er auch darin von der Ueberlieferung abweichen sollen, daß Anastasia den Feuertod gestorben, was zudem nach der frühern Bemerkung: „Anastasia ging erst von hinnen", welche auf keinen gewaltsamen Tod zu deuten scheint, etwas störend nachkommt; verlangen wir doch zu wissen, was denn der Anastasia diesen Tod zugezogen, besonders da der Dichter jeden Gedanken an eine allgemeine Christenverfolgung fern gehalten.

---

25. Die wiedergefundenen Söhne.

Wie die beiden vorigen, so gehört auch diese Legende einer spätern Zeit an und ward wohl durch dasselbe Legendenbuch veranlaßt. Die Sage findet sich auch in der legenda aurea (156), wo sie Herder weniger aufgefallen zu sein scheint, und im Leben der Heiligen (nicht im Passional), und gehörte überhaupt zu den beliebtesten, im ganzen christlichen Europa verbreiteten, wie wir

denn schon in der Einleitung mehrerer Bearbeitungen derselben gedacht haben. Schon zur Zeit des Johannes von Damaskus, in der Mitte des achten Jahrhunderts, scheint die Sage wesentlich in der spätern Weise ausgebildet gewesen zu sein; denn dieser führt eine größere Stelle aus der Lebensgeschichte des Eustathius — das ist die älteste Namensform, die später in Eustachius überging —, und zwar von seiner Bekehrung durch die Erscheinung des Hirsches, an, die wörtlich in der uns erhaltenen ältesten griechischen Fassung sich findet. Die Glaubhaftigkeit der ganzen an den stärksten Unwahrscheinlichkeiten leidenden Erzählung ist schon von Tillemont und Baillet bestritten worden, und auch die Bollandisten, welche das Leben des Heiligen unter dem 20. September bringen, müssen gestehn, daß manches offenbare, nichts weniger als glückliche Dichtung sei. Sie besteht aus zwei verschiedenen Elementen, aus einem christlichen (der Bekehrung des Placidas oder, wie er später heißt, Placidus durch die auf Hubertus übertragene Erscheinung des Hirsches, und dem Martyrtode, den er mit den Seinigen unter Hadrian erlitt, weil er nach erfochtenem Siege den Göttern nicht opfern wollte) und einem allgemein menschlichen, der freilich mit jenem in Verbindung gebracht worden, der gläubigen, endlich durch Gottes Fügung belohnten Duldung. Die letztere Geschichte wird in ähnlicher Weise, natürlich von ganz andern Personen, im Morgenland erzählt. Man vergleiche in Tausend und einer Nacht Nro. 442. 443. 920 — 922. Gerade diesen Theil hat sich auch Herder ausgewählt zur Darstellung der Lehre, daß stille Duldung vom Schicksal gekrönt wird.

Eine Seuche, erzählt die Legende, tödtete alle Sklaven und Mägde des Eustachius, darauf alle Pferde und alles Vieh. Räuber überfielen sein Haus und plünderten alles. Aus Scham über seine Armuth floh er mit der Gattin und seinen beiden Knaben

nach Aegypten. Da sie das Ueberfahrtsgeld nicht zahlen können, so will sich der Herr des Schiffes dafür der Gattin des Eustachius bemächtigen, worein sich der Gatte erst dann fügt, als er merkt, daß man ihn ins Meer werfen will. Seufzend verläßt Eustachius mit seinen beiden Knaben das Schiff. Er kommt an einen Fluß, über den er die Knaben nacheinander herübertragen will. Den an dem einen Ufer schon niedergesetzten Knaben raubt ein Wolf, den andern ein Löwe, während er mitten im Flusse ist. Beide Knaben werden durch Hirten und Ackersleute desselben Dorfes gerettet. Eustachius, der diese glückliche Wendung nicht ahnen kann, kommt jammernd über sein Schicksal, das ihn schlimmer als Hiob heimsuche, in ein Dorf, wo er in Dienst tritt, und fünfzehn Jahre bleibt. Da der Kaiser in Krieg verwickelt wird, läßt er seinen Feldherrn Placidus überall aufsuchen. Zwei Soldaten, die in das Dorf kommen, erkennen ihn an der Narbe am Kopfe, die von einer in der Schlacht erhaltenen Wunde zurückgeblieben; sie verkünden ihm des Kaisers Wunsch und er kehrt mit ihnen zu diesem zurück. Bei der Aushebung der Soldaten trifft das Loos die beiden Söhne, die er unerkannt zu seinen Gästen sich wählt. Nach Besiegung der Feinde liegt er drei Tage mit seinem Heere in einem Dorfe, wo seine nach dem plötzlichen Tode des Schiffsherrn unverletzt freigekommene Gattin eine kleine Wirthschaft hat. Die beiden Brüder kommen zu ihrer Hütte, und da der ältere im Garten seine Jugendgeschichte erzählt, wird er sofort vom Bruder erkannt, und die Mutter, welche auch die Erzählung vernommen, entdeckt in ihnen die so lange verlorenen Söhne. Am andern Tage geht sie zum Placidus, um ihn zu bitten, sie nach ihrer Heimat zu bringen, und sie findet in ihm ihren Gatten. Die Erzählung, wie er seine Knaben verloren, benimmt ihr den letzten Zweifel, daß jene beiden Soldaten ihre Söhne seien, und so finden sie sich alle glücklich wieder.

Herder wollte nicht sowohl die wunderbaren Wechselfälle des Schicksals als die unerschütterliche Duldung des Placidus schildern, und deshalb vereinfachte er die Geschichte, wie er auch bei der Darstellung derselben sich die möglichste Kürze vorsetzt, freilich nicht zum Vortheil der Erzählung selbst, die dadurch an klarer Anschaulichkeit verliert. Placidus wird zunächst als edler, siegreicher Feldherr, als Vater der Armen und Unterdrückten kurz bezeichnet. Wie er in Noth gekommen und dem Neid unterlegen, wird gar nicht ausgeführt, dagegen der gefaßte Muth bezeichnend hervorgehoben, der ihn und sein Weib aufrecht hält. Wohin sie eigentlich gehen, wie sie dem Fleiße dienen wollen, erfahren wir gar nicht. Die Art, wie die Sage die Familie auseinandersprengt, ist unserm Dichter zu umständlich, alles muß auf einen Schlag geschehn. Im Walde werden sie von Räubern überfallen, die sie alle voneinander trennen, das Nähere erfahren wir gar nicht, dagegen wird das gerade nach diesem schrecklichsten Verluste, der ihn treffen konnte, erwachende gläubige Vertrauen, daß dieses nur eine Prüfung sei, daß er alle die Seinen einst wiederfinden werde, bedeutsam hervorgehoben. In der Legende jammert Eustachius, und er bittet Gott, inne zu halten mit seinen Schlägen und sich seiner anzunehmen, daß er nicht der Verzweiflung anheimfalle. Das Leben der Heiligen sagt, er habe sich umbringen wollen, Gott aber ihn bewahrt und ihm Geduld geliehen. Nach Ribadeneira läßt Eustachius das Herz nicht sinken, sondern verharrt eisenfest auf seiner Standhaftigkeit, da er auf die Verheißung des Herrn hofft, die Herder nicht aus der Legende herübernahm. Bei Herder spricht „im hochbeherzten Busen" des Mannes eine innere Stimme, so daß er ausharrt in der gläubigen Zuversicht einstiger Wiedervereinigung. [1])

---

1) Dulde dich nach älterm Sprachgebrauch für gedulde dich.

Sein Vertrauen zu stärken, läßt Herder nicht allein einen Landmann den Traurigen freundlich zu sich einladen, sondern ihn auch auf die dem Duldenden endlich lohnende, glückliche Wendung seines ihn nur prüfenden Schicksals hinweisen. Und daß er, wie tief er auch sein Unglück („im tiefbedrängten Busen") empfinden, wie „bitter" ihm auch seine Entbehrung des Liebsten auf der Welt fallen mochte, doch geduldig ausharrte, wird bestimmt genug hervorgehoben, wie auch Ribadeneira „den unverdrossenen Fleiß, die mannhafte Langmüthigkeit und die unverrückte Hoffnung" bezeichnet. Das Auffinden des Placidus und seine glückliche Kriegsführung werden in aller Kürze erzählt, wobei nur einzelnes besonders betont wird, daß die Stunde des Schicksals geschlagen, welches ihm seine Leiden vergelten wollte; daß gerade die Narbe, die von der auf dem Feld der Ehre erhaltenen Wunde herrührt, ihm zum Heile gereichen sollte, und er auch nach dem Siege sich als edler Feldherr bewährte. Die Wiedererkennung erfolgt viel einfacher als in der Legende. Die Gattin bedurfte keines Zeichens, da ja der allgemeine Ruf den alten Placidus ihr als Feldherrn nannte. Herder läßt die Mutter ihre beiden Knaben gleich nach der Trennung von ihnen wiedergewinnen, wobei man freilich zu erfahren wünschen könnte, wie sie selbst sich gerettet und jene den Räubern abgejagt, aber nach der ganzen Erzählungsweise und besonders bei der gespannten Rührung der Rede der Mutter tritt dieser Wunsch weniger lebhaft hervor. Götzinger meint, in der Darstellung der Legende, wo die Mutter erst später die Söhne wiederfinde, trete die Grundidee mehr hervor; aber es handelt sich ja nur um die Duldung des Placidus, der dieses frühe Wiederzusammenfinden der Mutter und Kinder nicht ahnen konnte. Die Mutter, welche der Dichter Eugenia nennt,[1])

---

1) Die Legende nennt sie Theoktista, erst später Theospita oder Theospis,

zur Andeutung ihrer hochherzigen Gesinnung, will das Glück ihres Gatten dadurch erhöhen, daß sie ihm die Söhne als bewährte Helden vorführt.[1]) In der den Anfang zum Theil wiederholenden Schlußstrophe wird die in der Geschichte liegende Lehre noch einmal ausgesprochen, auch die Hindeutung auf den Namen Placidus (der Stille, Ruhige) wiederholt. Die Bemerkung, daß die christliche Kirche ihn als Heiligen verehre, kommt etwas gar fremdartig, da wir gar nicht wissen, daß er Christ sei, und sollten wir annehmen müssen, daß er erst später Christ geworden, wie man aus den Worten „christlich wandt' er seinen Namen" schließen könnte, so würde diese kurze Angabe höchst ungenügend erscheinen. Uebrigens zeichnet unsere im ganzen gelungene Legende durch die durchgeführte strophische Form sich vor allen übrigen aus.[2])

26. Der Friedensstifter.

Das Leben unseres Friedensstifters, Nicolaus von der Flüe (von seiner Wohnung auf dem Flüeli (Felsen) also genannt) wurde schon gleich nach seinem Tode von mehrern beschrieben, aus welchen Ulrich Wittwyler seine im Jahre 1571 zuerst erschienene Lebensbeschreibung schöpfte. Daneben kommt besonders in Be-

---

vor ihrer Taufe Tatiana, später Trajana; die Söhne heißen Agapius (später Agapitus) und Theoktistus (später Theospitus).

1) Am Schlusse ihrer Rede kehren drei früher gebrauchte Verse mit absichtlicher Aenderung eines einzigen Wortes wieder.

2) Der Vers fordert in Strophe 10 V. 3 zweenen statt zween, wenn auch sonst zween als Dativ sich findet. Der Nominativ des männlichen Geschlechts lautet zween oder zweene (wie hier Strophe 8). Die Unterscheidung der drei Geschlechter in den Formen zweene, zwo, zwei erhielt sich zum Theil noch bis zum Anfang unseres Jahrhunderts.

tracht die Darstellung des Jesuiten Peter Hugo von Luzern, welche man in den Bollandisten unter dem 22. März abgedruckt findet. Mit sorgfältigstem Fleiße ist die im Jahre 1787 erschienene Lebensbeschreibung des Chorherrn J. A. Weißenbach gearbeitet. Die Schilderung von Johannes Müller in der Geschichte der Schweiz V, 2 erschien erst im Jahre 1808. Alle Züge in Herders Darstellung entnahm er wohl der angeführten Lebensbeschreibung von Hugo, nur den Schluß muß er aus einer andern Quelle geschöpft haben.

Er beginnt mit der Darstellung der Tagsatzung zu Stanz (1481) über die Theilung der Beute aus dem durch die Schlacht von Nancy[1]) beendigten Burgunderkriege[2]) und über die Aufnahme von Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft, die man jenen Städten nach ihrer tapfern Hülfe gegen den übermüthigen Feind versprochen hatte. Nach Hugo soll Bruder Claus gerade jene Tagsatzung veranlaßt haben, um den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden, ja er läßt ihn die Eidgenossen daselbst anreden, ehe noch die Verhandlung begonnen. Dagegen hatten sich nach beglaubigtern Berichte die Abgeordneten am dritten Tage in solchem Streite voneinander getrennt, daß man in Stanz bereits klagte, der letzte Tag der Schweiz sei erschienen, als der Pfarrer Heinrich im Grund zu Bruder Claus eilte und dessen Vermittlung in Anspruch nahm. Keines von beiden konnte Herder in dieser Weise brauchen. Claus kommt freilich in der entscheidenden Stunde, aber er kommt

---

1) Die deutsche Namensform von Nancy ist Nanse oder Nansen; auch heißt Gransee wohl Gransen.

2) Zürich, Bern und Luzern verlangten größere Theile, während die übrigen fünf Städte auf gleicher Theilung bestanden. Die Herleitung des Streites von den aus Frankreich eingeführten Sitten (Streben nach Pracht und Genuß) gehört Herder an.

zufällig nach Stanz, wo er in die Tagsatzung tritt. Bei der Beschreibung seines Eintrittes schwebt die Darstellung von Johann Stumpf (bei Hugo 103) vor: „Er war ein Mann von schlanker und hoher Gestalt, doch dürr und eingefallen, so daß nur Knochen von der Haut bedeckt wurden. — Seine Farbe war braun, die Haare schwarz mit grau gemischt, sein nicht langer, zweigezackter Bart schwach; aus den schwarzen, hellen Augen leuchtete Schrecken, der die ihn Anschauenden ergriff. Die Adern der Kehle schienen beim Sprechen mehr durch die Luft als durch das Blut bewegt zu werden. Er trug ein bis zu den Knöcheln herabreichendes Gewand, Kopf und Füße waren unbedeckt; seine Rede war männlich und mäßig." Aehnlich äußert Oswald Molitor (daselbst 102) „Seine Stimme war männlich, langsam sprach er." In der Erzählung, wie Bruder Claus nach Stanz gekommen, äußert Hugo (56): „Aus der ganzen Haltung des Antlitzes und Körpers leuchtete ein ausgezeichneter Glanz, der aller Augen blendete." Die „Gütigkeit und Anmuth" des Auges, so wie die „Anmuth" der Rede sind von Herder zugesetzt, wogegen er uns den Bruder Claus nicht barfüßig zeigen wollte. Seine Rede gibt nur allgemeine gute Rathschläge für alle Eidgenossen, erst am Schlusse kommt er auf die Vereinigung Freiburgs und Solothurns mit den Eidgenossen. Den größten Theil der Rede nahm Herder aus Hugos Bericht (42), wozu er die hochgestellten Schweizer, welche seinen Rath verlangt, stets ermahnt habe. „Hütet euch, ihr Eidgenossen, vor Zwietracht!" sprach er. „Neid und Haß lasset unter euch nicht aufkommen.[1]) Gunst und Parteiung unterdrücket, da sie das Verderben des Vaterlandes und eures Freistaates. Die Grenzen eures Bundes rückt nicht zu weit hinaus; denn so werdet ihr

1) Herder bedient sich hier der ungewöhnlichen Verbindung lasset nicht, daß.

ruhiger und sicherer die Freiheit schützen, die euch, wie ihr wißt, so hoch zu stehn kommt. In auswärtige Angelegenheiten und Bündnisse lasset euch nicht ein; Bestechung durch Geschenke verabscheuet auf das ärgste, daß ihr nicht einmal das Vaterland zu verkaufen oder euren eigenen Vortheil zu suchen scheint. Verbannte und Ausgewiesene haltet von eurem Lande fern. Wenn nicht eine schwere Ursache dazu drängt, enthaltet euch feindlicher Gewalt und Ueberfalles, aber Gewalt wehret mit Gewalt ab, vertheidiget männlich Vaterland und Freiheit, doch begnüget euch damit, sie zu vertheidigen. Vor allem aber fürchtet Gott und haltet seine Gebote. Ehret die Priester, befolget ihre Mahnungen, sollten sie auch unfreundlich sein und nicht ihrem Stande und ihrer Würde gemäß leben; denn wie es keinen Unterschied macht, ob das Wasser durch eine bleierne oder kupferne, eine goldene oder silberne Röhre geleitet wird, so verschlägt es nichts, ob die göttlichen Gnadengaben durch gute oder böse Priester vom Himmel in gut und würdig bereitete Seelen fließen." Von der Rede, welche Hugo den Bruder Claus zu Stanz halten läßt, hat Herder den Anfang ganz fallen lassen. Der fromme Bruder beginnt dort mit der Wichtigkeit des Augenblicks, betheuert, daß er nicht aus eigener Weisheit, sondern aus göttlichem Antrieb rede, und straft ihre Thorheit, daß sie aus Gewinnsucht das Vaterland zu Grunde richten wollten. Aus der weitern Rede hat Herder folgende Stelle benutzt: „Bleibt mit vereinter Seele in eurem wahren Glauben, laßt euch nicht wie ein Röhricht von jedem Hauche hin- und hertreiben, verharret auf dem rechten Pfade, weichet keinen Fuß breit von den Fußtapfen eurer Vorfahren — haltet fest an der Einheit des Glaubens, fliehet die Verführer und haltet sie von euch ab; so werden euch die kommenden Stürme nicht erschüttern." Hugo hebt diese auf die nahe Glaubenshaltung deutende Stelle besonders hervor. In

Bezug auf den Hauptpunkt äußert Bruder Claus bei Hugo: „Ich ermahne euch, meine Eidgenossen, und rathe euch nicht bloß, sondern ich bitte und beschwöre euch, daß ihr jene Städte in euren Bund aufnehmt; wahrlich, es wird eine Zeit kommen, wo ihr der Hülfe und des Beistandes derselben bedürfen werdet. Statt acht werdet ihr dann zehn Kantone zählen; aber ich bitte euch, nehmt nicht mehr auf, begnüget euch mit diesen!“ Wie sich Bruders Claus entfernt habe, berichtet Hugo nicht.

Erst am Schlusse gibt Herder weitere Nachrichten über die Person des gottbegeisterten Mannes, dessen Wort den leidenschaftlich bewegten Abgeordneten wie eine himmlische Stimme erscholl. Was er über seine persönlichen Verhältnisse beibringt, beruht auf Ueberlieferung. Der Flüeli, wo er geboren ward und wohnte, liegt bei Saxeln in der Nähe von Sarnen. Seine Zelle erbauten die Unterwaldner an der öden Bergstelle, wo er von Jägern gefunden ward, auf einem waldbedeckten Bergrand, der sogenannten Ranft, am Eingange des Melchthals, gegenüber der nach ihm benannten Kirche St. Niclausen.[1]) Wenn Herder die zwanzigjährige Enthaltung von Speise und Trank als einen sagenhaften Zug bezeichnet so wagt dagegen Johannes Müller nach den vorliegenden Zeugnissen keinen Zweifel dagegen. „Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen oder nur von Fleisch zu verstehn; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht als von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen.“ Schon in seiner Jugend soll er an vier Wochentagen gefastet haben. Von der Erscheinung des Sterns erzählt Hugo folgendes: „Schon im Mutterleibe sah er, wie er selbst bezeugt,

---

1) Vgl. Heinses Brief an Gleim vom 29. August 1780.

den Himmel, woran er alle Sterne wohl unterschied; einer aber von diesen war viel herrlicher und glänzender als die übrigen, so daß seine Strahlen sich nach allen Seiten über den Erdkreis verbreiteten. Die gleiche oder eine ähnliche Erscheinung hatte er auch, wie er selbst versicherte, oft in seiner Einöde." Alles folgende ist durchaus nach der Ueberlieferung. Den Ausdruck, daß die Welt zu enge für ihn geworden, nahm Herder aus Hugo (22), seinen „täglichen und hocheinfältigen Spruch" aus der Bemerkung von Stumpf (daselbst 103): „Sein gewöhnliches Gebet war: O Herr, nimm mich mir und gib mich ganz dir." [1]) Nur kurz wird von Herder die Entscheidung der Tagsatzung erwähnt, nicht ohne Hindeutung, daß man später nicht immer so friedlich auf den Tagsatzungen sich vereinigt habe. Woher Herder die Nachricht von der Bärentappe genommen, weiß ich eben so wenig als ob unter der Bärentappe eine wirkliche Tatze oder das sogenannte Kraut zu verstehn und wie die Sage eigentlich gelautet. Auch sehe ich nicht, warum er gerade mit dieser, wie es scheint, launigen Beziehung das Gedicht schließt; bedurfte er doch einer solchen Hindeutung nicht, um die höhere Begabung des Mannes hervorzuheben. Offenbar will der Dichter die Sage als Beispiel darstellen, welche hohe Gewalt ein über allen Parteien erhabener, nach dem Höhern gerichteter und doch liebevoll den Menschen zugethaner, wie ein Heiliger verehrter Mann selbst über leidenschaftlich erregte Gemüther übt. Dieser Bruder Claus, der noch heute allgemeinster Verehrung in den Waldkantonen genießt, ist das eigentliche Muster eines wahren Heiligen; er hat des Lebens Last getragen, in späterm Alter sich zurückgezogen, um sich ungestört der Betrachtung des Ewigen zuzuwenden, aber selbst jetzt noch ist er, wie

---

1) Vollständiger bei Müller V, 2 Note 596.

sehr er auch dem Weltlichen entsagt haben mag, der Welt nicht verloren, wird dieser vielmehr in mancher Weise zum Segen, und hält zuletzt durch schlichte, aber tief gegriffene und mächtig ergreifende Worte das Vaterland vom Rande des Verderbens zurück. Wünscht er auch seine eigene menschliche Natur ganz durch die göttliche verschlungen, so fließt doch die reinste Vaterlandsliebe unversiegt in seiner für der Menschen Wohl warm schlagenden, rein fühlenden Brust.

---

27. Der Schiffbruch.

Ob eine Sage oder eine wahre Geschichte zu Grunde liege, weiß ich nicht. Glücklicherweise gehört ein solche todverachtende Opferwilligkeit der Priester nicht in das Reich der Fabelgebilde. Der Gegensatz zwischen Cato, der sich nicht im Leben zurückhalten läßt, das er nicht zu ertragen vermag, sondern unwillig den vom Arzte angelegten Verband abreißt, und dem Priester, der die angebotene Rettung verschmäht, um den unvermeidlichem Untergang Geweihten im letzten Augenblick den Trost und die Gnadenmittel der Religion zu spenden, ist treffend gedacht. Die Darstellung ist knapp und treffend. Alonso, der Priester, hat sich seinen nach ihren überseeischen Besitzungen fahrenden Verwandten angeschlossen, um auf dem Meere seine Priesterpflicht zu erfüllen, wohl auch drüben die Segnungen des Christenthums zu verbreiten. Beim Scheitern des Schiffes haben jene nur für ihr Leben zu sorgen, da die Rettung der übrigen unmöglich, sie für diese nichts mehr thun können; nur den Verwandten möchten sie mit sich nehmen, der aber im entscheidenden, keinen Aufschub gestattenden Augenblick sie durch seine Weigerung überrascht.[1])

---

1) Ersinken braucht Herder auch sonst ganz ähnlich wie unser versinken,

28. Rosen.

Herder schließt mit dieser Legende die Vorerinnerung. Rosa von Viterbo, deren Andenken in ihrer Vaterstadt am 4. September, dem Tage, wo man ihre Gebeine in das nach ihr benannte Kloster gebracht, auf das feierlichste begangen wird, starb zwischen den Jahren 1251 und 1253; ihr Todestag ist der 6. März. Eine italiänische Lebensbeschreibung von ihr erschien 1638, eine lateinische 1698; eine andere gaben die Bollandisten. Dieselbe Geschichte wird von der heiligen Casilda, der Tochter eines Sarazenenfürsten zu Toledo, erzählt, deren Todestag der 9. September.[1]) In der Lebensbeschreibung der Bollandisten antwortet Rosa nichts, sondern öffnet schweigend den Schoß, während sie nach anderer Darstellung, wie im Menologium sancti Francisci, das Brod in Rosen verwandelt. Bei Herder ist es eine Nothlüge, aber der Himmel kommt dem frommen Kinde zu Hülfe. Daß die Rosen später wieder in Brod verwandelt wurden, sagt die Legende nicht ausdrücklich. Die Sage faßte eigentlich jene erste Verwandlung nur als Augentäuschung. Die Schlußwendung der Legende, welche den Wunsch ausspricht, daß die nur dem Angenehmen hingegebenen, von der Noth der Armen sich abwendenden hartherzigen Reichen immer so getäuscht werden möchten, ist an sich nicht glücklich und auch in der Ausführung verfehlt. Sehr wohl konnte die Legende eines solchen Schlusses entbehren.

---

wie denn auch sonst Zusammensetzungen mit er und ver nebeneinander sich finden.

1) Sie starb gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts. Auf die Frage des Vaters, was sie im Schoße trage, erwidert Casilda, es seien Rosen, worauf dieser in den Schoß greift, und wirklich Rosen findet. Als sie es aber den Christen bringt, ist es Brod und Fleisch.

In unterzeichnetem Verlage ist ferner erschienen:

Eckardt, Sokrates. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 22½ Ngr.

— Schiller. Drama in 5 Aufzügen. 24 Ngr.

— Palm, ein deutscher Bürger. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 27 Ngr.

— Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen. 12 Ngr.

— Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatze zu der pantheistischen. 12 Ngr.

— Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft. 12 Ngr.

— Nationalität oder Freiheit? Centralisation oder Föderation? Eine Frage an die Völker in der Stunde des nahenden Weltkampfes. 12 Ngr.

Düntzer, H., Goethe's Faust. 1. und 2. Theil erläutert. 26 Ngr.

Zunächst werden erscheinen:

Klopstock's Oden erläutert von Düntzer in vier Heften, die Fortsetzung von **Schiller** erläutert von Eckardt (Don Carlos, Wallenstein u. s. w.) **Lessing's dramaturgische Ansichten und Dramen** erläutert von Eckardt und Düntzer. Von **Wieland** werden noch die **romantischen Erzählungen** und die **Abderiten**, von **Klopstock** Erläuterungen zum **Messias**, von **Herder** etwa noch zwei Hefte folgen.

W.-Jena, im Juli 1860.

C. Hochhausen's Verlag.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In unterzeichnetem Verlage ist ferner erschienen:

Eckardt, Sokrates. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 22½ Ngr.

— Schiller. Drama in 5 Aufzügen. 24 Ngr.

— Palm, ein deutscher Bürger. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 27 Ngr.

— Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen. 12 Ngr.

— Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatze zu der pantheistischen. 12 Ngr.

— Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft. 12 Ngr.

— Nationalität oder Freiheit? Centralisation oder Föderation? Eine Frage an die Völker in der Stunde des nahenden Weltkampfes. 12 Ngr.

Düntzer, H., Goethe's Faust. 1. und 2. Theil erläutert. 26 Ngr.

Zunächst werden erscheinen:

Klopstock's Oden erläutert von Düntzer in vier Heften, die Fortsetzung von **Schiller** erläutert von Eckardt (Don Carlos, Wallenstein u. s. w.) **Lessing's dramaturgische Ansichten und Dramen** erläutert von Eckardt und Düntzer. Von **Wieland** werden noch die **romantischen Erzählungen** und die **Abderiten**, von **Klopstock** Erläuterungen zum **Messias**, von **Herder** etwa noch zwei Hefte folgen.

W.-Jena, im Juli 1860.

C. Hochhausen's Verlag.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düntzer, Heinrich,

Herders Legenden

Bd.: 2

Leipzig 1860
P.o.germ. 318 n,4-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107825-7